Übersetzen 02/08

Würdigungen
Voß-Preis an Verena Reichel 1
Preis der Kulturstiftung NRW an Gerhardt Csejka 2
Cotta-Preis an Hartmut Köhler 3
80 Jahre Madeleine 4
Braem-Preis an Michael Walter 5

Veranstaltungen
Übersetzen in den Rocky Mountains 7
Norwegische Übersetzungstagung in Rendsburg 7
Wolfenbütteler Gespräch 8
Julia Franck mit ihren Übersetzern im EÜK von Aino Roscher 9
Runder Tisch Übersetzerförderung im Auswärtigen Amt 10
Buchmessen-Ehrengast Türkei – Interview: Cornelius Bischoff 11

Nachrufe
Elke Wehr (Christian Hansen) 12
Doris Kilias (Larissa Bender) 12

Rezensionen
Hans-Wolfgang Schneiders: Allgemeine Übersetzungstheorie (Anette Kopetzki) 13
François Vanderperren – Wörterbuch der Faux amis (Liz Künzli) 13

Umschlag: Wolf Harranths PC-Rubrik

42. Jahrgang, August–Dezember 2008

WÜRDIGUNGEN

Verena Reichel

DANKREDE ZUM JOHANN-HEINRICH-VOSS-PREIS AM 16. MAI 2008

In ihrer Autobiographie »Lost in Translation« berichtet Eva Hoffman, die 1959 als Dreizehnjährige von Krakau nach Amerika ausgewandert ist, von ihrem Versuch, sich der Sprache und Kultur der neuen Welt anzupassen, ohne ihre eigenen Wurzeln zu verlieren. Im Studium verliebt sie sich in einen Texaner, der blond und blauäugig, liebenswürdig und klug ist, an dem einfach alles stimmt.

»Sollst du ihn heiraten? Die Frage stellt sich mir auf englisch. Ja. Sollst du ihn heiraten? Kommt das Echo der Frage auf polnisch. Nein.«

Aus Lillan wird Verena

Ohne meine eigene Geschichte im mindesten mit Eva Hoffmans Schicksal vergleichen zu wollen, kann ich diese Erfahrung sofort nachvollziehen. Sie ist für mich ein schlagendes Beispiel dafür, dass die erste Sprache, die Muttersprache, die Sprache der ursprünglichen, unzensierten Gefühle ist.

Meine erste Sprache ist das Schwedische. Die frühe Kindheit verbrachte ich in Stockholm. Wir lebten in der weitläufigen Wohnung einer Tante, die meine Mutter, meine drei Geschwister und mich bei sich aufgenommen hatte. Als schwedische Staatsbürgerin hatte meine Mutter die Möglichkeit gehabt, kurz vor Kriegsende mit Bernadottes weißen Bussen nach Schweden auszureisen.

Ich war ein Nachkömmling, weit jünger als meine Schwester und meine beiden Brüder, und die ersten Worte, die ich lernte, waren schwedisch, die Sprache meiner Mutter. Noch immer empfinde ich manche Ausdrücke aus dem Bereich der sinnlichen Wahrnehmung, des Tastens, Schmeckens und Riechens auf Schwedisch als anschaulicher und sprechender als auf Deutsch. Das Begreifen im wörtlichen Sinn ist noch eins mit dem Begriff. Kein Preiselbeerkompott ist so süß wie »lingonsylt«, kein Brei so klebrig wie »gröt«, keine Haut so weich wie »mjuk hud« und keine Mutter so liebevoll wie »mor«. Ich selbst bin »Lillan«, die Kleine.

Als mein Vater uns nach Deutschland zurückholt, ist er für mich ein Fremder. Ich verstehe seine Sprache nicht, und ich begreife nicht, was mit uns geschieht. Ich verfolge ihn mit meiner Eifersucht, diesen Mann, der mir meine Mutter wegnimmt und dem sie erlaubt, über uns zu bestimmen. Ich schlage vor, dass er meine Tante heiraten soll, aber es fruchtet alles nichts. Wir ziehen in einen kleinen Ort in Süddeutschland und kommen in einem ehemaligen Kurhaus unter, in dem wir ein paar Zimmer an einem langen, düsteren Korridor bewohnen. Gegessen wird gemeinsam in einem Speisesaal, und von da an führen wir mehr oder weniger ein Leben in der Öffentlichkeit. Ich merke, dass ich mit anderen Augen betrachtet werde. Von uns Kindern wird verlangt, dass wir uns vorbildlich benehmen. Etwas Lastendes senkt sich herab. Ich werde nun nicht mehr Lillan gerufen, sondern heiße Verena.

Zwei Sprachen als zwei Kontinente

Mein Vater war ein Mann des Wortes, und mit seiner Sprache ist eine Neuordnung meiner Welt verbunden. Unser Familiengefüge verändert sich. Mit der Vatersprache beginnt die Abstraktion, wird mir die Sprache als Sprache bewusst. Das Begreifen trennt sich vom Begriff. Lars Gustafsson, der immer wieder zur sinnlichen Sprach-Erfahrung der Kindheit zurückkehrt, schreibt: »Landschaften gibt es beliebig viele, aber am Ende sind es stets Landschaften (auch im historischen Sinn), mit denen jeder Mensch sein inneres System von Erkenntnissen organisiert. Die Landschaft der Eltern und der Kindheit liefert die Koordinaten der Sprache. (Irgendein Brot liefert den ursprünglichen Sinn der Vokabel ›Brot‹).«

Durch die Landschaft meiner Kindheit geht ein Riss. Die täglich sich ausbreitende Landkarte der Wörter, mit ihren Grenzmarkierungen, grünen Inseln, Bergen und Flüssen, dieser ganze Kontinent bricht auseinander. Das Kind lernt, dass es andere Sprachsysteme gibt, andere Möglichkeiten, seine Erfahrungen in Wortmuster zu ordnen. Es lernt auch, dass man Mitteilungen in einer anderen Sprache verschlüsseln kann. Die Sprache hat ihre Unschuld verloren.

Das Deutsche habe ich mir als etwas Fremdes angeeignet, zugleich mit dem Buchstabieren, dem Lesen, den ersten Schreibübungen im Schulheft. Mit dem Schwedischen habe ich nie kämpfen müssen, als auferlegter Disziplin in einer Schule. Es sprach zu mir aus Märchen und Briefen, und das Buchstabieren ergab sich von selbst mit der Zeit. Mein Vater, nicht zuletzt ein passionierter Lehrer, der die Sprache liebte und mit ihren Möglichkeiten spielte, hat mir später seine Sprache durch seine Lieblingsschriftsteller nahe gebracht, aus denen er uns Sonntag für Sonntag vorlas, vor allen anderen die Werke von Thomas Mann. Ich merkte es immer, wenn er eine Stelle unterschlug, und las sie dann heimlich nach. So begann meine Liebesgeschichte mit der deutschen Sprache.

Schweden wird zum Kindheitsparadies, in das ich in der Phantasie zurückkehren kann, wann immer ich will. In der Realität fahre ich fast jedes Jahr mit meinen Eltern in den Ferien dort hin, wir verbringen den Sommer an einem See in Småland. Mein Vater bringt mir das Schwimmen bei, und dann das Rudern. Diese Ferien verschmelzen in der Erinnerung zu einem einzigen, leuchtenden Sommer. Mit der Zeit werden diese Reisen seltener, ich fahre ohne Eltern in andere Himmelsrichtungen. Aber das Kindheitsland ist immer gegenwärtig als der verborgene Winkel, in den ich mich zurückziehen kann, das Besondere, das mich schützt.

Ich beginne, die schwedische Literatur zu lesen, die Romane Selma Lagerlöfs, die Gedichte Edith Södergrans, der Bahnbrecherin der modernen schwedischsprachigen Lyrik. Durch das Lesen vermehrt sich mein Wortschatz von selbst, und die in der frühen Kindheit gelernten Wörter wachsen zusammen und breiten sich aus wie ein unterirdisches Geflecht. Aber ich benutze die Sprache nicht mehr aktiv, auch mit meiner Mutter spreche ich kaum noch schwedisch. Nach meinem Berufsziel gefragt, sage ich nie: Übersetzerin. Schwedisch und Deutsch sind für mich zwei Kontinente, Muttersprache und Vaterland.

Ich mache eine Ausbildung als Journalistin und arbeite für eine Tageszeitung. Der intensive Umgang mit der deutschen Sprache drängt das Schwedische völlig zurück. Bis mir der Lektor des Hanser Verlags, Michael Krüger, für den ich schwedische Romane begutachte, ein Buch in die Hand drückt, dessen Stil und Ton mich sofort begeistern. Es heißt »Herr Gustafsson själv« – »Herr Gustafsson persönlich«. Ich wage mich an die Übersetzung und spüre bei dieser Arbeit, wie etwas in mir zur Ruhe kommt. Zwei Widersacher hören auf, in meinem Kopf zu streiten, zwei Bilder schieben sich übereinander und werden eins, ich bin total konzentriert und ganz bei mir.

Zustand zwischen den Zuständen

Damals habe ich begriffen, dass es meine Aufgabe ist, ein go-between zu sein. Der Botengang zwischen diesen zwei Welten, diesen zwei Sprachen ist meine Sache, ohne Wenn und Aber. Wie die Botschaft im Einzelnen zu vermitteln ist, musste erlernt und erprobt werden. Aber dass ich zu jenen go-betweens gehöre, mit all meinen Fähigkeiten, mit allem Ach und Weh, mit Haut und Haaren, daran gab es keinen Zweifel, und dabei ist es bis heute geblieben. Und ich hatte das große Glück, Lars Gustafssons Werk übersetzend begleiten zu dürfen.

Das Übersetzen ist für mich der Versuch, diese Kontinente, die einmal auseinanderbrachen, wieder zusammenzufügen. Also eigentlich ein unmögliches Unterfangen, eine Sisyphusarbeit. Ziemlich früh wurde etwas beschädigt im Verhältnis des

Kindes zu seiner ursprünglichen Sprache. Und nun schicke ich täglich meine Brigaden aus, um diesen Schaden zu reparieren. Oder gibt es noch andere Anreize als nur die Erinnerung aufzusuchen an einen frühen Verlust? Beim Übersetzen gerate ich oft in einen »Zustand zwischen den Zuständen«, in dem Echos hin- und herfliegen, und ich denke, das ist der Zustand, in dem ich heimisch bin, zwischen zwei Ländern, zwei Sprachen, zwei Arten zu denken und zu fühlen. Jede Wendung, die es gelingt zu übersetzen, ist ein Sieg über die Trennung. Das Kind und die Erwachsene arbeiten dabei einträchtig zusammen.

Ich danke der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung, dass sie mich bei dieser niemals endenden Arbeit unterstützt und dass sie mit dem Schwedischen eine kleine Sprache auszeichnet, in der die Übersetzer oft auch zugleich die Vermittler sind.

Jan Koneffke

LAUDATIO AUF GERHARDT CSEJKA ÜBERSETZERPREIS DER KUNSTSTIFTUNG NRW 5. JUNI 2008 [gekürzte Fassung]

»Puricii sa te sarute«, sagt der rumänische Volksmund in der ihm eigenen derben Zärtlichkeit, »die Flöhe mögen dich küssen«. Im Falle Gerhardt Csejkas ist das kein frommer Wunsch. Der Tüftler und Grübler aus der Banater Gemeinde Guttenbrunn läßt sich wirklich von den Flöhen küssen, denen der Reflexion, der Genauigkeit und Subtilität sowie denen der Kritik und Selbstkritik.

Bestehen auf einer freien Sprache

Als Literaturkritiker hat Csejka begonnen, damals, Anfang der 70er Jahre, als er Redaktionsmitglied der Zeitschrift *Neue Literatur* wurde. In dieser Eigenschaft war er zusammen mit drei Kollegen durch die deutschen Gymnasien des Banats gereist und hatte mit den Schülern freie Diskussionsrunden zu Themen ihrer Wahl veranstaltet. Auf freiem Sprechen, einer freien Sprache zu bestehen, war im kommunistischen Rumänien der zu Formeln erstarrten »limba de lemn« ein so ungewohnter wie unerhörter Vorgang. Die Reise hatte Folgen. Einer der beteiligten Gymnasiasten – die Rede ist von Rolf Bossert – gab seinen Plan eines Geologiestudiums auf und wandte sich der Literatur zu. Mehr noch: Die Diskussionsrunden legten den Grundstein zur Bildung jener legendären *Aktionsgruppe Banat*, deren konsequenter Förderer Gerhardt Csejka wurde.

Preisträger Gerhardt Csejka Foto: EÜK

Kritisch verhielten sich Csejka und die jungen Autoren der *Aktionsgruppe* zum einen gegenüber der traditionellen rumäniendeutschen Literatur, die stets auf Trends der Mutterkultur reagiert hatte. Die neue Literatur sollte sich unbekümmert der Wirklichkeit zuwenden, einer von Klischees und Schablonen beherrschten Wirklichkeit. Um sie zu sprengen, bedurfte es der sprachlichen Differenzierung. Für die jungen Dichter wurde die *Konkrete Poesie* ebenso wichtig wie das auf Tonkassetten kursierende Werk des bereits im Westen lebenden Oskar Pastior. Politische Absichten waren den Autoren nicht fremd, sondern, im Gegenteil, Sinn der poetischen Sache. Gerhardt Csejka diskutierte die Texte mit ihren Verfassern, sammelte sie zur Veröffentlichung ein, setzte sie durch bei der Zensur. In dieser Weise war er als Literaturkritiker immer auch Vermittler.

Rund zehn Jahre später regte er einen Dialog der Literaturen an. Er bat junge rumänische Dichter der sogenannten 80er Generation um Stellungnahmen zu einer von Peter Motzan herausgegebenen Anthologie ins Rumänische übersetzter rumäniendeutscher Lyrik. Mircea Cărtărescu arbeitete in seiner Antwort die Gemeinsamkeiten und Unterschiede beider Literaturen heraus, um dann fortzufahren: »Erst von nun an wird … ein Dialog zwischen den beiden Modalitäten des Dichtens stattfinden können.«

Die Heimat des Gartenzwergs verlassen

Neue Aufgaben der Vermittlung übernahm Gerhardt Csejka nach seiner Übersiedlung in die Bundesrepublik. 2006 etwa gab er die gesammelten Gedichte Rolf Bosserts heraus, der sich zwei Monate nach seiner Ausreise aus Rumänien, im Februar 1986, das Leben genommen hatte. Csejkas Nachwort kreist in erster Linie um die Schwierigkeiten der Rezeption eines poetischen Werks, dessen Bezugsfeld nur wenig bekannt, dessen historischer Kontext mit der Revolution von ’89 eben auch nur noch: historisch ist, und macht es sich zur Aufgabe, die Verständnis-Grenze erklärend aufzuheben.

Csejka kam selbst, kurze Zeit nach dem Tod seines Freundes, in die BRD. »Auf hellem Feld ein Gartenzwerg/ Daneben stampft die Industrie/ Ein Kunststoffgalgen auf dem Berg/ Ein Land geht langsam in die Knie« – so hatte Bossert die kommunistische Heimat in seinem *Vierzeiler* besungen. *Diese* Heimat verlassen zu haben, in der Csejka, wie er heute weiß, bereits auf der schwarzen Liste der Securitate stand, war eine Erlösung – die *Heimat* verlassen zu haben auch ein Verlust. Selbst für ihn, dem die Sentimentalitäten der Heimatliteratur ein Graus waren und der sich durchaus eine freiere Existenz vorstellen konnte, als die der »bereiften Zungen«, die in den »Knusperhäuschen des Widerstands« (Bossert) umgehen.

Csejka ließ sich in einem Land nieder, dessen Sprache seine Muttersprache war. Paradoxe Fremdheit, paradoxe Nähe. Es war noch nicht einmal wie in dem berühmten Bonmot des Karl Kraus, das, was Deutsche und Österreicher von einander trenne, sei die gemeinsame Sprache. Nicht nur die gemeinsame Sprache trennte. Csejka sah bald ein, daß sein Gefühl, die westlichen Gesprächspartner zu verstehen, offenkundig auf einem Miß-Verständnis beruhte. An der Erfahrung des Ausgeschlossenseins änderte diese Einsicht freilich nichts.

Querverbindungen

Im hiesigen Feuilleton faßte der Literaturkritiker nie wirklich Fuß. Stattdessen übernahm er die Redaktionsleitung der Zeitschrift *Neue Literatur/Neue Folge*, die als deutschsprachiges Forum der süd- und mittelosteuropäischen Literatur »Querverbindungen« stiften sollte. Dabei ging es Csejka um die Vermittlung des Fremden und Anderen, nicht um die des Bekannten; um osteuropäische Texte, die sich nicht den westlichen Sprachgebräuchen angepaßt haben, sondern auf ihren Eigenheiten beharren; kurz: um eine Literatur, die durchaus quer zu unserer Literaturerfahrung steht – diese Intention schwang bei dem Begriff »Querverbindungen« eben auch mit. Trotz positiver Besprechungen mußte Csejka Ende der 90er Jahre die chronisch unterfinanzierte Zeitschrift einstellen. In der falschen, bis heute herrschenden Annahme, Osteuropa sei strukturell, kulturell und moralisch mit Westeuropa kompatibel, wenn nicht sogar identisch, der Osten sei also der Westen nur ohne Wohlstand (Traian Ungureanu), lebte und lebt es sich entschieden bequemer.

Aufgrund seiner Biografie und seiner Erfahrung vermittelt Gerhardt Csejka die fremde Sache in eigener Sache. Er ist nicht einfach der Vermittler zwischen den Kulturen. Dieser

»intermediarul« ist selber ein »Dazwischenstehender«. Er ist auch nicht einfach nur Übersetzer. Als Redakteur hat Csejka Übersetzungen, mit denen er unzufrieden war, lektoriert, was bereits ein literaturkritisches Geschäft ist, und gegebenenfalls neu übersetzt. Als Übersetzer hat er sich kritisch – und literaturtheoretisch – mit Autoren auseinandergesetzt, die er ins Deutsche brachte, beispielsweise mit Mircea Eliade. Der »dazwischenstehende« Csejka kennt den kulturellen Kontext der Texte, die er übersetzt, denn er ist auch sein eigener.

Er hat die Geburt einer jungen rumänischen Dichtergeneration, der *Optzecisti*, miterlebt, zu der auch Mircea Cãrtãrescu zählt. Sich die europäische Kultur anzueignen, war für die jungen rumänischen Autoren eine schiere Notwendigkeit. Dabei ging es nicht um das traditionell unterwürfige Verhältnis gegenüber der sogenannten »großen« – sprich: westlichen – Literatur durch die sogenannte »kleine«, die Literatur am Rand. Schon im Titel seines Essays *Europa hat die Form meines Gehirns* kündigt Mircea Cãrtãrescu an, daß er zu Unterwürfigkeit nicht bereit ist. Er weigert sich, die Einteilungen und Unterteilungen, die mentalen Grenzen anzuerkennen. Diese Weigerung zeichnet auch *Die Wissenden* aus, sowohl inhaltlich als auch strukturell. Sein Buch schleift die Grenzen von Organischem und Anorganischem, von Materie und Geist, Innen und Außen, Ich und Welt, Realität und Traum ebenso wie die von Erzählung und Reflexion, Erfahrung und Imagination. Doch ist es die leidvolle Erfahrung der Grenzen, die zu ihrer Aufhebung zwingt. »Jene unter den rumänischen Autoren«, schreibt Cãrtãrescu, »denen es gelang, die Mentalitätsgrenzen zwischen Ost und West zu überwinden, haben sich am europäischen Kulturhimmel als Sterne erster Größe erwiesen: Tzara, Ionescu, Cioran. Doch sehr viele andere – die zumindest in einigen Fällen nicht schlechter waren als sie – verfingen sich in der süßen Falle einer unendlich ausdrucksstarken und eben deshalb unübersetzbaren Sprache: Urmuz, Arghezi, Blaga sind Unbekannte geblieben.« Was Cãrtãrescu hier nicht verrät: Zu Sternen am europäischen Kulturhimmel konnten Ionesco und Cioran nicht zuletzt deshalb werden, weil sie auf Französisch schrieben. Es bedarf der Übersetzung, der Übersetzungen, um die letzte Konsequenz aus Cãrtãrescus Werk zu ziehen: Die Aufhebung der Grenze zwischen den Sprachen.

Von den Flöhen geküßt

Gerhardt Csejka teilt mit dem Autor wesentliche Erfahrungen. Dazu gehört die Erfahrung der Beziehung zwischen den vermeintlich kleinen und den angeblich großen Literaturen, zwischen Peripherie und Zentrum. Die Notwendigkeit, Grenzen zu überwinden, ist dem Grenzgänger Csejka ebenso vertraut wie Mircea Cãrtãrescu. Csejka, ein Kenner der Besonderheiten der jungen rumänischen Literatur, hat in seiner Übersetzung des Romanwerks *Orbitor. Aripa stanga* das »Echo des Originals erweckt«, wie Walter Benjamin es nennt, *ohne die Differenzen einzuebnen*. Er hat die Sprach-Grenze aufgehoben, indem er sie vernichtete und in reflektierter Übersetzerarbeit gleichzeitig bewahrt hat. Er hat sich, wie gesagt, von den Flöhen *küssen* lassen – den Flöhen der Nuance und Differenz, den Flöhen der kulturellen Eigenheiten.

Der Übersetzerpreis 2008 der Kunststiftung NRW bedeutet verdiente Anerkennung und Ermutigung. Aber wir wollen nicht schamhaft verschweigen, daß es sich auch um einen Geldpreis handelt, der Gerhardt Csejka in die Lage versetzt, an der Übersetzung der Romantrilogie weiterzuarbeiten und damit fortzufahren, die Sprach-Grenze aufzuheben. Laß Dich also, lieber Gerhardt, auch von *diesen* Flöhen – küssen!

Hans-Rüdiger Schwab

LAUDATIO AUF HARTMUT KÖHLER

15. Johann Friedrich von Cotta-Literatur- und Übersetzerpreis der Landeshauptstadt Stuttgart am 10. Juni 2008 [gekürzte Fassung, im Volltext nachzulesen und nachzuhören unter www.stuttgart.de/cotta-preis-2008]

Dort, wohin in seiner *Fröhlichen Wissenschaft* Nietzsche die Philosophen beorderte, um neue Welten zu »entdecken«, befinden sich die Übersetzer ja längst: auf den Schiffen. »Traducere navem (...), landen, wo andrer boden ist und andre luft streicht.« Es war Jacob Grimm, der Begründer der deutschen Sprachwissenschaft, der mit dieser Metapher von der Fahrt an ein gegenüber liegendes Ufer den Begriff der Über-Setzung so anschaulich wie zutreffend umschrieben hat. Als eine solche Fahrt aber ist jeder Übersetzungsversuch ein vielschichtiges Abenteuer mit unbekanntem Ausgang und immer vom Scheitern bedroht.

Foto © Irène Lindgren

Preisträger Hartmut Köhler (links im Bild mit dem Stuttgarter OB Dr. Wolfgang Schuster)

Im anthropologischen Sinne sind wir tagtäglich alle in unseren über-setzenden Kompetenzen gefordert. Die Übersetzer sind also Vorbilder für den wesentlichen Akt unserer Weltaneignung überhaupt. Zumal dann, wenn sie literarische Texte aus der Vergangenheit übersetzen, versuchen sich diese Seeleute des Denkens an Vermittlungen angesichts zeitlicher, kultureller und von Abständen der Denkweise. Gelingende Übersetzungen lassen uns ahnen, dass Fremdheit überwunden und ein Raum der Begegnung hergestellt werden kann.

Kein Anhänger akademischer Nabelschau

Mit seiner Leistung als Übersetzer wird heute ein Künstler, ein Wissenschaftler und ein Philosoph ausgezeichnet, und zwar jeweils einer von hohen Graden. Kaum jemand repräsentiert die Würde dieses Gleichklangs in Deutschland gegenwärtig so eindrucksvoll wie Hartmut Köhler. Lassen Sie mich zunächst etwas zu seinem Werdegang sagen. Geboren 1940 in Kleinmachnow bei Berlin, studierte Hartmut Köhler Romanistik, Altphilologie, Vergleichende Literaturwissenschaft und Philosophie an deutschen und französischen Hochschulen: Erlangen, Tübingen, Paris, Nancy. Seine akademische Laufbahn begann 1966 als Lektor für deutsche Sprache und Literatur an der Universität Nancy. Von 1968 an arbeitete er in Tübingen drei Jahre lang als wissenschaftlicher Assistent bei Kurt Wais, einem der großen Vertreter der deutschen Romanistik im letzten Jahrhundert. Freiburg im Breisgau war die nächste Station. Dort wurde er promoviert – mit einer (später übrigens auch auf Französisch erschienenen) Arbeit über Paul Valérys lyrisches Werk im Lichte der Tagebücher des Dichters –, dort habilitierte er sich schließlich auch. Zwischenzeitlich war Hartmut Köhler für ein beim transatlantischen »Institute of European Studies« angesiedelten »Program in Comparative Literature« Projektleiter. Als Gast lehrte er an den Universitäten in Jena, Leipzig, Halle, Aachen und Dijon – am längsten aber in Trier, seit 1994, wo er aktuell die Wonnen eines letzten Semesters nach der Emeritierung genießt.

Hartmut Köhlers wissenschaftliche Veröffentlichungen stecken weite Bereiche ab. Es finden sich Beiträge zum Sym-

bolismus auf dem Theater darunter und solche über politische Neologismen der Revolution, über die Geschichte des alten Pfingsthymnus »Veni creator spiritus« und die Verfilmung von Luigi Pirandellos Novellen, über den Krieg in der italienischen Oper und solche über Rainer Maria Rilke, den mehrsprachig Dichtenden. Mit einem seit 1998 zweimal nachgedruckten »Grundkurs Literaturwissenschaft Französisch« stammt auch ein didaktisches Werk von ihm. Doch bei aller staunenswerten Gelehrsamkeit war dieser Professor nie ein Anhänger akademischer Nabelschau. Davon zeugt eben der entschiedene Schwerpunkt seiner Interessen auf dem Bereich der literarischen Übersetzung, mit deren Fragen er sich auch theoretisch auseinandergesetzt, die er vor allem aber zu einem eigenen künstlerischen Werk im vorhin erwähnten Sinne ausgebaut hat.

Ein Spurensucher und Wünschelrutengänger

Herz, Kern und Gipfel dieses Œuvres ist sicherlich die erstmalige Erschließung des monumentalen spanischen Barockromans *El Criticón* von Baltasar Gracián, der neben Cervantes und Calderón stehenden und ihnen ebenbürtigen, überragenden Persönlichkeit des spanischen Barock, dessen geistige Physiognomie er wesentlich mitgeprägt hat. Sein Hauptwerk indes, *El Criticón*, stand als hoch gehandelter Geheimtip bei den happy few von jeher zwar in legendärem Ruf. Um sich dessen vergewissern zu können, musste man allerdings selbst des Spanischen mächtig sein, genauer gesagt: einer besonderen Spielart des Ausdrucks im »Goldenen Zeitalter« der spanischen Literatur. Sicher gab es wenige, sehr respektable Anläufe, für den deutschsprachigen Leser hier Abhilfe zu schaffen. Alle indes verliefen sich spätestens nach einem Drittel der Strecke – bis Hartmut Köhler sich in jahrelanger Arbeit der Sache annahm. Keineswegs nebensächlich dabei ist, dass der Vorschlag, dieses im Ruf der Unübersetzbarkeit stehende Werk zu verdeutschen, von ihm selbst kam. Er ist ein Übersetzer, der sich zugleich als Spurensucher und Wünschelrutengänger versteht. Ihn treibt die Freude an, Entdeckungen weiterzugeben.

Ende 2001 stand die Übersetzung von Graciáns Großroman in der Bestenliste auf Platz 2, und auch von den Lesern wurde sie rasant angenommen. Bei einem Werk, das in mehrfacher Hinsicht von so weit her kommt, ist dies alles andere als selbstverständlich. Bei dem Buch des Spaniers, vor dem übrigens selbst der Gracián-Bewunderer Schopenhauer die Waffen streckte, ist das Ufer, zu dem das Schifflein des Übersetzers hinzulenken war, allemal besonders fern, und glatte Anlegeplätze sind keine zu finden.

Poeta und doctus zugleich

Hartmut Köhlers Ideal ist eine Sprache, die den Leser gewinnen will, ohne den Abstand der dreieinhalb Jahrhunderte, die ihn vom Text trennen, einfach zu überspielen. Bei der Entwicklung seiner handwerklichen Optionen jeweils zwischen äquivalenter, semantisch angenäherter, kompensatorischer, nachahmender und durch einen Kommentar gestützter Wiedergabe ist er angesichts der ungewöhnlichen Herausforderungen, vor den ihn dieser durch und durch mehrdeutige Text stellte, sehr bewusst vorgegangen, sehr selbstbewusst auch. Baltasar Gracián war hoch gebildet. Sein *Kritikon* kommt sozusagen einem üppigen Zitatenbehältnis gleich. Erst recht für die nachgeborenen Leser erweist sich mithin ein Anmerkungsapparat als notwendig. Jene Souveränität, die Hartmut Köhler hier unangestrengt zu erkennen gibt, unterstreicht einmal mehr, in welchem Maße er Kompetenzen zu bündeln vermag, die wir ansonsten meist getrennt vorfinden. Als Übersetzer und Kommentator ist er poeta und doctus zugleich.

Kernbestand unserer europäischen Kultur

Indem ich aber das *Kritikon* so ausführlich gelobt, beging ich zugleich eine schwere Ungerechtigkeit, da ich bisher von all den anderen Texten Hartmut Köhlers geschwiegen habe. Was er im letzten Vierteljahrhundert sonst noch übertragen hat, liest sich wie die Gästeliste eines feinen Salons aus den drei Hauptsprachen der Romania: dem Französischen, dem Spanischen und dem Italienischen. In Hartmut Köhler haben wir einen homme des lettres vor uns, der in den verschiedensten Zeiten und Genres zu Hause ist. Ohne bewundernde Resonanz sind auch Hartmut Köhlers Arbeiten jenseits des *Kritikon* nicht geblieben. Für seine Übersetzung der von ihm mitherausgegebenen sechsbändigen *Cahiers* von Valéry aus dem Französischen, dem umfangreichsten philosophischen Werk-Corpus dieses großen Lyrikers und Intellektuellen, wurde er schon 1990 mit dem vom Deutschen Literaturfonds Darmstadt gestifteten Paul-Celan-Preis ausgezeichnet. Natürlich ruht einer wie Hartmut Köhler sich auf all diesen Lorbeeren nicht aus. Nichts Geringeres als eine Prosaversion von Dantes *Divina Commedia* hat er gegenwärtig unter der Feder. Eines aus der Handvoll Werke also, die den Kernbestand unserer europäischen Kultur ausmachen. Ich beglückwünsche die Jury sehr zu Ihrer Wahl. Eine bessere als Hartmut Köhler hätte sie gar nicht treffen können. Und ihm, dem Ausgezeichneten selbst, gilt die Gratulation des gesamten Publikums – sehr herzlich und in Vorfreude auf all das, womit er uns künftig noch beschenken wird!

Otto Bayer

80 JAHRE MADELEINE

Foto: Thomas Wollermann

Ursula Brackmann

Ihre Verdienste alle aufzuzählen, würde einen dicken Band füllen und könnte ihrer Persönlichkeit dennoch nicht gerecht werden. Einige persönliche Impressionen sagen mehr. Schon vor unserer ersten Begegnung – 1965 war das, als es den VdÜ noch nicht sehr lange gab – war ich von ihr zutiefst beeindruckt, hatte ich doch auf meinen Rat suchenden Brief an diesen mächtigen Berufsverband – er zählte damals schon mindestens 70 Mitglieder – eine derart freundliche, den Anfänger ernst nehmende und ermunternde Antwort bekommen, gezeichnet »Ursula Brackmann, Schriftführerin«, dass ich mir vornahm, diesen Namen nie mehr zu vergessen, selbst wenn ich dereinst berühmt wäre. (Diese Gefahr trat nie ein.)

Als ich wenig später eine Einladung zum allerersten bundesdeutschen Übersetzerstammtisch im Stuttgarter Traditionslokal »Die Kiste« bekam, folgte ich natürlich diesem Ruf, und nachdem ich klopfenden Herzens die Nebenzimmertür geöffnet, artig guten Abend gesagt und meinen Namen genannt hatte, wurde ich freundlich zum Platznehmen aufgefordert – und kam neben eine rassige Mittdreißigerin zu sitzen, die sich – Volltreffer! – als Ursula Brackmann vorstellte, mit der ich ja, wie sie mir gleich in Erinnerung rief, schon korrespondiert hätte. Da saß sie nun neben mir, die Verfasserin des vorerwähnten Briefes, und entsprach genau dem Bild, das ich mir von ihr gemacht hatte: die Liebenswürdigkeit in Person. Und geistreich. Und schön. Das ist sie ja alles noch heute.

Nein, sie habe noch nie etwas übersetzt, beschied sie meine ehrfürchtige Frage; aber sie liebe die Übersetzer, ohne deren Mittlerdienste ihr der größte Teil der Weltliteratur verschlossen bliebe. Mit dieser Begründung erklärt sie noch heute ihren nimmermüden Einsatz für uns Blattlöhner.

Nimmermüde, wie in den legendären Kurznächten bei den Bergneustädter Gesprächen, und fröhlich mitunter, so wie beim allerersten Straelener Übersetzerseminar – 1982 war das, als das EÜK noch in der Mühlstraße residierte und keine eigenen Räumlichkeiten besaß, weshalb in der Volksbank ge-

tagt, in den Straelener Restaurants gegessen und in den Straelener Hotels geschlafen werden musste – da begab es sich nämlich eines Abends, dass eine Teilnehmerin, die den einzigen Schlüssel zum Hotel besaß, sich unter Mitnahme desselben vorzeitig zurückzog und damit die anderen, die das erst nachts um drei bemerkten, vom Schönheitsschlaf abhielt. Was tun, auf dass die müden Häupter ihre Kissen fänden? Um diese Stunde die Wirtsleute wecken – das hätte dem noch zarten Renommee unserer Zunft wohl geschadet. Steinchen ans Fenster verfehlten ausnahmslos ihr Ziel. Da nahm Madeleine das Problem in die Hand und verschwand mit zwei kräftigen Kollegen kurz um eine Hausecke, von wo man das Trio bald mit einer langen Leiter auf den Schultern, Fensterln im Sinn und eine kichernde Übersetzerschar im Gefolge, über den Marktplatz zum Goldenen Herzen schleichen sah. Wer vorneweg? Stimmt.

Und so ist sie noch heute, unsere Madeleine. Mit 80.

Michael Walter

DOUBLETTEN & DOPPELTER RITTBERGER

Helmut-M.-Braem-Preis 15. Juni 2008
[gekürzte Fassung]

»Ist Ihr Vortrag fertig?«
»Fast«, erwiderte der Professor bescheiden. »Ich wollte Sie noch um ein paar Ratschläge bitten – es gibt da eine gewisse Schwierigkeit – «
»Und was ist mit dem Bankett?« fragte der Andere Professor.
»O gewiß. Zuerst kommt natürlich das Bankett. Wem der Magen knurrt, der findet selten Geschmack an abstrakter Wissenschaft. Und dann gibt es noch den Maskenball. Ach, wir werden uns prächtig amüsieren!«
»Wann soll der Ball stattfinden?« erkundigte sich der Andere Professor.
»Am besten doch wohl zu Beginn des Banketts – da können sich die Leute zwanglos kennenlernen.«
»Ja, das ist die richtige Reihenfolge. Erst die Polonaise: dann die Majonaise: dann die Hypothese!« sagte der Andere Professor.

So geht es zu, meine Damen und Herren, in Lewis Carrolls wahrlich aberwitzig-wundersamen Alterswerk *Sylvie und Bruno*, und die abendlichen Lustbarkeiten in Absonderland nehmen dort tatsächlich diesen ungewohnten Verlauf. Doch diese, zugegeben auch mir selbst höchst verlockend erscheinende Sequenz der Ereignisse, liebe Fest- und Bankettgäste, ist für uns heute Abend nicht angemessen. »Contrariwise«, würde Tweedledee – eine andere Carroll'sche Figur – sagen, »if it was so, it might be; and if it were so, it would be; but as it isn't, it ain't. That's logic.«

Spiegelungen und Paare

Und da Lewis Carroll nicht zuletzt auch ein eminenter Logiker war, große Stücke auf diese Wissenschaft hielt und zwei einschlägige Bücher darüber geschrieben hat, *Symbolic Logic* und *The Game of Logic*, wollen wir uns der Logik fügen, und ich tische Ihnen vor Ball, Bankett, Polo- und Mayonnaise doch erst die Hypothese auf. Eigentlich handelt es sich ja um eine Beobachtung, die ich Ihnen mitteilen möchte. Ich glaube nämlich, dem Phänomen auf die Spur gekommen zu sein, dass einerseits nun zwar nicht eben alles, aber schließlich doch vieles in der Sphäre von *Sylvie und Bruno* doppelt vorkommt und dass andererseits nichts keineswegs immer so eindeutig ist, wie es auf den ersten Blick zu sein scheint.

In, um und um Sylvie und Bruno herum waltet das Prinzip der Duplizität und Spiegelung, der Ambiguität und Transformation. Einige Beispiele mögen dies belegen. Am besten wir beginnen ganz am Anfang. Denn wie spricht der Andere Professor: »In der Wissenschaft – wie übrigens auch in den meisten übrigen Bereichen – ist es für gewöhnlich am besten, mit dem Anfang zu beginnen. In einigen Fällen ist es freilich besser, am anderen Ende zu beginnen. Möchte man zum Beispiel einen Hund grün anstreichen, empfiehlt es sich vielleicht, mit dem Schwanz zu beginnen, weil er an *diesem* Ende nicht beißt.«

Da wir aber weder irgendeinen Hund noch Frau Pohls Katze grün anstreichen wollen zäumen wir unser Rösslein auch nicht beim Schwanz auf, sondern fangen ganz vorne an.

Sylvie and Bruno
by
Lewis Carroll

steht auf dem Titelblatt der Erstausgabe. Und da haben wir gleich das erste Paar, nämlich die Geschwister Sylvie und Bruno, deren Identität indes nicht immer so eindeutig ist, wie man anfangs meinen möchte, handelt es sich bei ihnen doch um zwei Elfen, die nach Belieben ihre Gestalt wechseln und schon mal als gewöhnliche Kinder auftreten können.

Auch der Autor Lewis Carroll führt eine Art Doppelleben, denn sein richtiger und ins Taufregister eingetragener Name lautet Charles Lutwidge Dodgson. Unter diesem Namen hat er als Dozent für Mathematik am Christ Church College in Oxford seine mathematischen Lehrbücher *A Syllabus of Plane Algebraical Geometry* und *Euclid And his Modern Rivals* publiziert. Den Nom de Plume »Lewis Carroll« – natürlich ganz hypothesengerecht: mit Doppel-r und Doppel-l! – reservierte sich der Autor für seine literarischen Produktionen wie *Alice's Adventures in Wonderland* und *Through the Looking Glass, And What Alice found there*, die ihm nicht nur Weltruhm sondern darüber hinaus traumhafte Auflagen bescherten – in den dreiunddreißig Jahren vom Erscheinen bis zu seinem Tod hatten die beiden Alice-Bücher allein in Großbritannien eine Auflagenhöhe von rund einer Viertelmillion Exemplare erreicht. *Sylvie und Bruno* hingegen erwies sich für den Verfasser als einziger Fehlschlag und verkaufte sich so miserabel, dass er bei seinem Londoner Verlag Macmillan schließlich darauf drang, zwecks Absatzförderung den Ladenpreis zu senken.

Ursprünglich hätte *Sylvie und Bruno* den Titel *Four Seasons* tragen sollen. Und bereits in dieser ganz frühen Entstehungsphase stoßen wir auf das Prinzip der Verdoppelung und Metamorphose. Lewis Carroll schreibt in einem Brief vom 11. Januar 1892: »Als ich vor der Niederschrift daran ging, das Material zu sichten, das sich angesammelt hatte, merkte ich, daß es doppelt soviel war, wie sich in einem Band unterbringen ließ, deshalb habe ich es in der Mitte geteilt und zwei Bände daraus gemacht.« Und so verdoppelt verwandelte sich das einbändig geplante Buch in einen zweibändigen Roman, erschienen in zwei Teilen 1889 und 1893.

Zwei Gattungen, zwei Geschichten

Genau genommen erweist sich der unzweideutige Gattungsbegriff »Roman« als nicht absolut zutreffend, denn zwischen den zwei mal zwei Buchdeckeln wechseln – wie sollte es anders sein – zwei Gattungen einander ab: Prosa und Lyrik. Die Lyrik wiederum treibt zwei Hauptzweige aus: Nonsensverse sowie Parodien; die Prosa führt zwei Genres im Repertoire: das Märchen und den Liebesroman.

Und weil das Buch in zwei Welten spielt – einerseits in Absonderland, einer Provinz von Feenland, und andererseits in der *real world* des viktorianischen England der 90er Jahre – bekommen wir auch zwei Geschichten erzählt. Erstens die erzgeschickt ersonnene Intrige im märchenhaften Feenreich, wo der schurkische Statthalter von Absonderland die braven Elfenkinder Sylvie und Bruno um ihr Geburtsrecht prellen will, und zweitens das Drama um Captain Eric Lindon und Dr. Arthur Forester und deren rivalisierendes Werben um Lady Muriel Orme vor der Kulisse eines englischen Hafenstädtchens. Diese beiden Erzählstränge hat der Autor kunstvoll mit- und ineinanderverwoben.

Auch die Figuren begegnen dem Leser in zwiefacher Form. Und damit ziele ich nicht nur auf das Eigenleben, das sie in den kongenialen Zeichnungen des Illustrators Harry Furniss

ohnehin führen. Vielmehr hat Lewis Carroll in seinem Buch einen raffinierten Kniff eingebaut, der es den Dramatis Personae erlaubt, die Handlung – somit den Text – in zweierlei Gestalt zu bevölkern. Der widerspenstige Prinz Uggug zum Beispiel führt eine duale Existenz als Stachelschwein. Sylvie kann an einem anderen Romanschauplatz als Lady Muriel agieren. Und obendrein taucht sogar ein Baron mit dem sprechenden Namen *Doppelgeist* auf, der im englischen Original übrigens genauso heißt. In welcher Gestalt sich die Figuren präsentieren, hängt teils von der Erzählebene, teils von ihrem jeweiligen Bewusstseinszustand ab.

Denn das ist Carrolls Trick. Er geht davon aus, dass nicht nur ein Bewusstseinszustand existiert, sondern gleich ein Doppelpack. Nämlich: der normale Zustand und der irrliche Zustand, der einen Wechsel und Übertritt in die jeweils andere Welt oder Erzählebene erst ermöglicht. Man muss sich das als eine Art Trance vorstellen, in der sich die Person ihrer tatsächlichen Umgebung nicht bewusst ist und anscheinend schläft und andere Schauplätze der wirklichen Welt oder des Feenlands besucht.

Zwei Sprachen in Carrolls Handkoffer

Und was hat die Sprache des Buches zu bieten? Die Verblüffung wird sich unterdessen in überaus engen Grenzen halten, angesichts der nun folgenden Eröffnung, dass Carrolls *Sylvie und Bruno* natürlich mit zwei Sprachen aufzuwarten weiß. Da ist die normale Alltagssprache, die neunundneunzig Prozent der Personen sprechen, und dann gibt es noch die Spezialsprache des kleinen Bruno. Der beherrscht nicht nur auf keinen Fall niemals nicht die Grammatik, sondern der bastelt sich auch seine ganz eigenen Wörter zusammen, getreu Humpty Dumptys Devise: »When *I* use a word, it means just what I choose it to mean – neither more or less.« Bruno packt zwei Wörter in eines zusammen wie in einen Koffer, er schachtelt sie gewissermaßen ein. Steckt man beispielsweise »frightend« und »flight« zusammen, ergibt sich »flightened«. Als deutsches Äquivalent ließe sich da etwa vorschlagen »flürchten«, ein Mix aus »flüchten« und »fürchten«.

Portmanteau, das englische Wort für Handkoffer, abgeleitet vom französischen Wort *portemanteau*, ist der Terminus technicus für eine solche Wortschachtel voller Bedeutungen. Und als Erster in diesem Sinn hat ihn Lewis Carroll in *Through the Looking Glass* verwendet.

Etwa 70 Jahre nach ihm konstruierte James Joyce in *Finnegans Wake* Tausende derartiger Wortkreuzungen. Und weil Lewis Carroll alias Charles Lutwidge Dodgson dieses schöne Verfahren erfunden hatte, verewigte ihn Joyce im Spätwerk des *Wake* als Kirchenvater aller modernen Literatur und versetzte ihn in den literarischen Olymp in der dreieinigen Gestalt von Dodgfather, Dodgson and Coo.

Übersetzung als doppelter Rittberger

Angenommen, man wollte nun diesem ohnehin in vielen Aspekten vom Prinzip der Zweiheit und Transformation regierten Werk mutwillig noch einen Zwilling an die Seite stellen, und zwar auf dem Wege der Translation – wobei immer zu bedenken bliebe, dass unserer Schwarzkunst wohl kaum je ein identischer eineiiger, bei etwas Geduld und Glück aber durchaus ein ziemlich ähnlicher zweieiiger Zwilling gelingen kann – dann lässt sich nach dem bisher Festgestellten begründet vermuten, dass dieser Transformationsvorgang nicht ganz einfach vonstatten gehen dürfte, sondern auch hier gewisse Phänomene doppelt auftauchen könnten. Konsequenterweise musste ich denn auch zweimal Anlauf nehmen, um die Übersetzung komplett zu veröffentlichen. Die Doppelhürde schließlich mit einem doppelten Rittberger zu überspringen, gelang erst beim zweiten Versuch und dann im Paarlauf.

Meine Übersetzung von *Sylvie und Bruno* Band Eins existiert in zwei Fassungen. Die frühe erschien als deutsche Erstübersetzung bereits 1980 bei einem Frankfurter Verlag. Zur Drucklegung des zweiten Teils war der Verlag dann schon nicht mehr flott, er hatte inzwischen Schiffbruch erlitten, der – nomen est omen – Robinson Verlag. Es verging ein Doppeldezennium, bis der zweite Verlag, diesmal der Deutsche Taschenbuch Verlag, dem gestrandeten Projekt einen neuen Stapellauf bescherte. Der bereits erschienene erste Band erlebte so seine Verdoppelung, beide Teile erfuhren eine intensive Überarbeitung, und zusätzlich erhielt das Ganze einen enormen Qualitätsschub an zentraler Stelle. Denn auch das Personal der Übersetzer hatte sich mittlerweile dupliziert. Sabine Hübner, meine Frau, hat für die im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienene, vollständige Ausgabe von *Sylvie und Bruno* die Gedichte übersetzt.

Abermals lässt sich hier das mit *Sylvie und Bruno* verquickte Phänomen der Transformation aufs glücklichste demonstrieren. Denn wer beide Fassungen der Gedichte des Ersten Teils (meine frühere und Sabine Hübners neue) einmal vergleicht und sieht, in welch verwandelter Gestalt sie jetzt vor den Leser hintreten, der wird feststellen, dass das überhaupt kein Vergleich mehr ist. Und eigentlich sollten wir hier jetzt nebeneinander stehen wie Tweedledee und Tweedledum oder besser – wie Sylvie und Bruno.

Zu guter Letzt einhellige Freude

Allmählich wird es Zeit für die letzte Doppelung, denn keinesfalls möchte ich in die Verlegenheit geraten, wie das weiße Kaninchen aus *Alice in Wonderland* mit einem Blick auf die Uhr murmeln zu müssen »Oje. Oje. Ich bin bestimmt zu spät dran.« Wie bereits erwähnt, erlebte Lewis Carroll mit *Sylvie und Bruno* eine riesengroße Enttäuschung. Den Kritikern missfiel das Buch, und die Leser kauften es nicht. Als Lewis Carroll starb, hatte der Verlag von *Sylvie and Bruno* und *Sylvie and Bruno Concluded* zusammen gerade mal 16 000 Exemplare abgesetzt, und zehn Jahre nach Erscheinen war die Erstausgabe des ersten Bandes noch im Handel erhältlich. Voilà die Doublette: Wie dem Original so erging es auch unserer Übersetzung. Der Kürze und Prägnanz halber zitiere ich aus Arno Schmidts 1966 erschienenen Essay *Sylvie & Bruno. Dem Vater der modernen Literatur ein Gruß!*: »Die Nicht=Teilnahme der Leserschaft übertraf die kühnsten Erwartungen.« Und persönlich möchte ich hinzufügen: das Desinteresse der Rezensenten auch. Über die Verkaufszahlen gestatten Sie mir das Tuch gnädigen Schweigens zu breiten. Rezensionen? Fehlanzeige! Keine der großen Tages- und Wochenzeitungen fand es nötig, dem Erscheinen des Buches – immerhin zu Lewis Carrolls 175. Geburtstag – auch nur die erbärmlichste Kleinstnotiz zu gönnen. Eindeutiger Misserfolg also auch hier.

Aber wie wir inzwischen ja wissen, waltet bei *Sylvie und Bruno* nicht nur das Prinzip der Duplizität, sondern allenthalben ebenso das Prinzip der Transformation des scheinbar Eindeutigen, und also verwandelte sich auch die Doppel-Frustration zu guter Letzt in einhellige Freude über die Auszeichnung mit dem Helmut-M.-Braem-Preis.

»Natürlich werden Sie auch den Anderen Professor um einen Vortrag bitten?«
»Das glaube ich nicht, Mylady«, widersprach der Professor zögernd.
»Wie recht Sie doch haben«, stimmte Mylady zu. »Und wenn ich's genau bedenke, würde für mehr als *einen* Vortrag wohl schwerlich Zeit bleiben. Und er wird auch bestimmt viel besser vonstatten gehen, wenn wir mit einem Bankett und einem Maskenball beginnen –«
»Freilich, freilich!« rief der Professor begeistert.
»Ich werde als Grashüpfer kommen«, fuhr sie gelassen fort. »Und Sie, Professor?«
Der Professor lächelte matt. »Ich werde als – als erster kommen, Mylady!«
»Sie dürfen aber keinesfalls hereinkommen, bevor die Türen offen sind«, sagte Mylady.
»Wie könnte ich«, meinte der Professor.

VERANSTALTUNGEN

Anke Burger

ÜBERSETZEN MIT BÄREN IN DEN KANADISCHEN ROCKY MOUNTAINS

Der lange Name »Banff International Literary Translation Centre« der alljährlich drei Wochen lang im Juni stattfindenden Übersetzerwerkstatt in Banff, Alberta, Kanada, ist das einzig Komplizierte an diesem wunderbaren Aufenthaltsstipendium, das 22 Übersetzerinnen und Übersetzer aus Europa und Amerika in einem Konferenzzentrum auf 1600 m Höhe zusammenbringt.

Alle TeilnehmerInnen müssen entweder aus den »Americas«, also Mexiko, den USA oder Kanada stammen, oder Autoren von dort übersetzen. Ich konnte zum Glück gleich beides bieten: Ich habe meinen Hauptwohnsitz in Montréal, Kanada, und übersetzte den jungen US-Autor Tod Wodicka (wohnhaft in Berlin-Friedrichshain…) ins Deutsche. Ich durfte sogar meinen Autor mit einladen und 5 Tage lang intensiv mit ihm zusammen an meiner Übersetzung arbeiten. Innerhalb kürzester Zeit fühlte man sich wie in einer glücklichen Großfamilie, die sich den ganzen Tag über beim konzentrierten Arbeiten im eigenen Zimmer auf das Beisammensein in den Seminaren oder in unserer Lounge am Abend freut. Meinen europäischen Kolleginnen fühlte ich mich allerdings besonders verbunden, da sie als einzige wie ich vom Übersetzen leben. Die meisten nordamerikanischen ÜbersetzerInnen finanzieren sich durch das Unterrichten an Universitäten und Colleges und übersetzen nachts oder in den Semesterferien.

Nur ca. 2 Prozent des amerikanischen Buchmarktes sind Übersetzungen, ein Umstand, der jetzt sogar vom Nobelpreiskomitee bemängelt wurde – das Tätigkeitsfeld für alle, die ins Englische übersetzen, ist stark begrenzt.

Anke Burger und Tod Wodicka Foto: privat

Gelegenheit zur Autorenjagd

Neben den Seminarrunden, bei denen viel über die unterschiedlichen Schwerpunkte beim Übersetzen in Nordamerika, Mexiko und Europa zu erfahren war, fanden wir uns auch zu Lesungen, Konzerten, Partys, Essen und natürlich Wanderungen zusammen.

Das Banff Centre liegt mitten in Kanadas spektakulärem Naturpark Banff National Park mit seinen gewaltigen Bergen, quietschblauen Gletscherseen – und Unmengen von Getier, das allenthalben auf große Touristenmengen stößt. Die Bären werden da bisweilen ein wenig ungehalten. Ich habe mindestens dreifach von dem Aufenthaltsstipendium profitiert: Es hat mich persönlich bereichert, meine Übersetzung durch den Austausch mit dem Autor inspiriert und mir einen Auftrag beschert – den jüngsten Roman einer ebenfalls dort anwesenden kanadischen Autorin! Die Bewerbung für das Banff International Literary Translation Centre 2009, die bis zum 20. Februar 2009 einzureichen ist (www.banffcentre.ca/programs/program.aspx?id=793), kann ich nur empfehlen, auch weniger erfahrenen KollegInnen. Außer der Anreise entstehen für die TeilnehmerInnen keinerlei Kosten.

Gabriele Haefs

NORWEGISCHE ÜBERSETZUNGSTAGUNG IN RENDSBURG

»Ein geliebtes Kind hat viele Namen« – so lautet ein norwegisches Sprichwort, und folglich läuft unsere Tagung auch unter allerlei Bezeichnungen: Übersetzertreffen, Tagung zu aktueller nordeuropäischer Literatur, Norla-Tagung und sicher noch anderen. Auf jeden Fall ist es ein Höhepunkt im Alltag vieler ÜbersetzerInnen aus dem Norwegischen ins Deutsche, was da jedes Jahr im Nordkolleg in Rendsburg stattfindet. Und das jetzt schon seit mindestens zehn Jahren! 1998 fand die erste »offizielle« Tagung statt, arrangiert vom Nordkolleg in Rendsburg und von Norla in Oslo, dem Büro für Norwegische Literatur im Ausland. Aber vorher gab es ein Testtreffen, bei dem die Möglichkeit einer solchen Tagung ausgelotet werden sollte. Das geschah auf Anregung von Karsten Jessen (†1998), dem damaligen Leiter der Deutschen Auslandsgesellschaft in Kiel, dessen Ideenreichtum für skandinavisch-deutsche Zusammenarbeit unvergessen bleibt.

»Spannende Literatur« in der Kolonialfrauenschule

Immer im Juni treffen sich hier in einer wunderschönen Umgebung zwischen Eider und Nordostseekanal ÜbersetzerInnen, Studierende, Verlagsleute, AutorInnen und andere an norwegischer Literatur Interessierte. Allein schon der Garten des Nordkollegs ist die Reise wert, dazu kommt die unglaublich gute Küche ... Und die Geschichte der Tagungsstätte kann glatt von unseren eigentlichen Themen ablenken, denn ursprünglich erbaut wurde das heutige Kolleg damals, als der Kanal noch Kaiser-Wilhelm-Kanal hieß, als Kolonialfrauenschule des Reiches. Auf den uralten Schülerinnenlisten finden wir so manch prominenten Namen, allen voran die Fliegerin Hanna Reitzsch. Aber wir vergessen die Literatur natürlich trotzdem nicht. Jedes Mal hat die Tagung ein Schwerpunktthema, das von den eingeladenen norwegischen AutorInnen vertreten wird. Einige der bisherigen Themen waren: Kriminalliteratur, Kinder- und Jugendliteratur, Biografien, Theaterstücke und in diesem Jahr historische Romane.

Schon die Festlegung der Schwerpunkte bringt uns auf Übersetzungsprobleme – 1998 stand in den deutschsprachigen Vorankündigungen klar und deutlich »Kriminalliteratur«, dabei hieß es in der norwegischen Fassung »spennende litteratur«, also spannende Literatur, weshalb zwei junge, experimentelle AutorInnen aus Oslo anreisten und die ÜbersetzerInnen sich bei den Vorbereitungen auf das Seminar verzweifelt den Kopf darüber zerbrachen, was an diesen Büchern denn »kriminal« sein sollte. Bis sich dann der Irrtum aufklärte (was zeigt, dass der übersetzerischen Phantasie keine Grenzen gesetzt sind).

Dass jedes Jahr ein Schwerpunkt gesetzt wird, bedeutet aber nicht, dass das Arrangement nicht flexibel wäre. Es hat sich ein harter Kern von Rendsburg-Aktiven gebildet, die sofort zugreifen, wenn irgendetwas auftaucht, das für »unser« Seminar interessant sein könnte. Ein solches »etwas« kann auch eine Person sein, z.B. ein Kriminalbeamter aus Hamburg, der Schwedisch und Norwegisch spricht. Natürlich wurde diesem wunderbaren Fund im Schwerpunkt »Biografien« Platz freigeschaufelt, damit er uns erzählen konnte, warum ein norwegischer Politidirektor kein deutscher Polizeidirektor ist und was die häufigsten Übersetzungsfehler beim Krimiübersetzen sind – und wo wir gar nichts machen können, wenn die Autorin oder der Autor den Polizeialltag einfach restlos falsch beschreibt.

Ort für Entdeckungen

Andere Themen der vergangenen Jahre waren die Verwendung von Fachsprache im Norwegischen oder die Einteilung

der norwegischen Belletristik in Jahrzehnte, die allen sehr zu denken gab – denn wenn ein Autor als typisch für die 70er Jahre bezeichnet wird und eine Autorin als typisch für die 90er, und beide sind fast gleich alt und haben in den 80er Jahren fast gleichzeitig ihr erstes Buch veröffentlicht, wozu ist eine solche Einteilung gut? (Leider überziehen Unileute in Rendsburg immer schrecklich, deshalb werden wir solche Fragen nur selten los und diskutieren umso mehr untereinander.)

Dass es auch Verlagsleute nach Rendsburg zieht (leider bisher immer noch viel zu wenige), liegt natürlich daran, dass fast immer AutorInnen eingeladen werden, die noch keinen deutschen Verlag haben. Im günstigsten Fall findet dann ein Buch in Rendsburg einen Verlag – und seine Übersetzung, hier nur zwei Beispiele: Gert Nygaardshaug: *Der Honigkrug* (übersetzt von Andrea Dobrowolsi, Stegemann) und Marianne Fastvold: *Drei Frauen und ein Mord* (übersetzt von Gabriele Haefs, Orlanda).

Dieses Jahr stand also der historische Roman im Mittelpunkt. Aus Norwegen eingeladen waren dazu zwei AutorInnen mit sehr verschiedenen Büchern. Cecilie Enger stellte einen Roman über eine sozialistische Aktivistin und Frauenrechtlerin vor, die um 1900 in Nordnorwegen lebte, Erling Pedersen einen Abenteuerroman aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Dabei konnten wir uns nicht nur an Auszügen aus wunderschönen Romanen ergötzen, sondern uns auch selbst an ihnen versuchen. Zu welcher Zeit sagte man noch »Ihr« und zu wem, war zum Beispiel eine Grundfrage. Soll oder darf die Übersetzung sprachlich korrekter als das Original sein? Und welche Hilfsmittel gibt es für die Übersetzung von historischen Romanen, die, nach unserer vorläufigen Definition, in Epochen spielen, für die wir keine Zeitzeugen mehr auftreiben können?

Lohnender Austausch

Aber das ist nur die eine Seite dieser Wochenendtagung. Mindestens genauso wichtig ist es, sich einmal in Ruhe treffen zu können, Fragen zu stellen, die man schon immer mal loswerden wollte, sich auszutauschen, und zwar über alle Grenzen von Ausbildung und Erfahrung hinweg. Beliebt sind immer wieder Gesprächsrunden, in denen Tipps für den Einstieg ins Übersetzen gegeben werden: Wie komme ich in Kontakt zu Verlagen hier und in Norwegen, welche Übersetzungsförderung gibt es, wie schreibe ich ein Gutachten, was sollte ich als Anfänger um Himmels willen vermeiden? Hier profitieren die »Profis« vom frischen neugierigen Blick der »Anfänger«, können die »Neuen« feststellen, dass die »Alten« gar nicht so selbstsicher an ihre Arbeit herangehen. Und mittendrin sitzen die AutorInnen, die immer wieder erstaunt sind, wie akribisch die Arbeit des Übersetzens doch abläuft. Und die auf bohrende Fragen, wie denn diese und jene knifflige Stelle zu verstehen sei, nicht selten irgendwann abwinken und sagen: »Dabei habe ich mir wirklich nichts gedacht, macht doch, was ihr wollt!«

Das sehen wir als das Wichtigste an der Tagung im Nordkolleg an: Dass sich alle zusammensetzen, immer wieder in anderen Konstellationen, und die Gespräche nie ausgehen, über Fachfragen, Tipps, Erfahrungen, Erlebnisse im letzten Jahr und geplante Projekte fürs nächste. Das einzige Problem ist, dass Rendsburg und Wolfenbüttel neuerdings entweder zeitgleich (2007) oder an aufeinander folgenden Wochenenden (2008) stattfinden, für viele sicher eine schwere Entscheidung. Aber alle »SkandinavistInnen« im weitesten Sinne, die nicht nach Wolfenbüttel fahren, sollten sich mal auf den Weg in den hohen Norden machen: Es lohnt sich.

Nähere Informationen zur nächsten Tagung unter folgenden Adressen: www.norla.no, www. nordnolleg.de, und für deutsch-skandinavische Projekte ganz allgemein: www.deutsche-auslandsgesellschaft.de

Annette Kopetzki

5. WOLFENBÜTTELER GESPRÄCH

13.–15. Juni 2008

»Ach so, Sie gehören zu den Übersetzern! Dann viel Spaß heute Abend!« Nicht nur die freundliche Eisverkäuferin, die einigen Tagungsteilnehmern den Weg zur KuBa-Halle erklärte, auch andere Wolfenbütteler signalisierten mit interessierten Blicken, dass sie von unserer Jahrestagung in ihrer Stadt wussten. Wir scheinen im fünften Jahr also endlich angekommen in diesem an kulturellen Veranstaltungen und Begegnungen nicht eben armen Ort. Wer weiß, vielleicht haben ja sogar ein paar Wolfenbütteler bei unserem Lesefest am ersten Abend im Publikum gesessen? Danach gab es jedenfalls mit Sicherheit den engsten Kontakt zur Bevölkerung: In den Kneipen um die Schünemannsche Mühle haben fußballbegeisterte Übersetzer und Wolfenbütteler Bürger das phantastische Spiel der Holländer gemeinsam bejubelt.

Lebenswichtige Förderung und ideale Bedingungen

Zunächst aber genügten wir uns selbst. Der Auftakt in der Kommisse ist immer wieder einer der aufregendsten Momente der Tagung. Der Lärmpegel ist gewaltig, man ruft sich nach allen Seiten Begrüßungen zu und muss doch bald Platz nehmen, um den einleitenden Zeremonien Genüge zu tun. Gerlinde Schermer-Rauwolf eröffnete die Tagung und zog als Dank für das Organisationsteam und in feinsinniger Anspielung auf die Welt des kommenden Vortrags gepfefferte Schokoladen hervor. Die Kulturvermittlerin der Stadt fand schöne Worte für die kulturvermittelnde Tätigkeit der Übersetzer, dann trat Rosemarie Tietze ans Mikrophon, um im Namen des DÜF einen dringenden Appell an uns zu richten: Die Statistik, aus der ein akuter Mangel an Bewerbungen spricht, droht eine Erhöhung des Budgets für den DÜF zu vereiteln! Verbessern wir also die Statistik, um uns diese lebenswichtige Förderung zu erhalten. Wie ein ironischer Kommentar musste darauf der Untertitel von Hartmut Fähndrichs Vortrag klingen: »Von der erleuchtenden und geschichtsmächtigen Funktion des Übersetzers«. Ja, so viel galten die Übersetzer während der sogenannten Renaissance des Mittelalters in Toledo, wohin im 12. Jahrhundert die »Jugend der Welt« strömte, um unter idealen Bedingungen arabische, lateinische und griechische Texte zu übersetzen. Sie mussten nicht einmal Arabisch können: Es gab nämlich den sogenannten »Zwischenübersetzer«, eine Figur, die im Publikum auf besonderes Interesse stieß. Das waren Araber, die für die angereisten Gelehrten nicht nur die wichtigsten Werke auswählten, sondern sie auch in eines der vulgärlateinischen Idiome übersetzten, aus dem die »Hauptübersetzer« sie dann ins klassische Latein übertrugen – und sich Ruhm und Ehre erwarben. Der anregende Vortrag lässt sich hier nicht zusammenfassen, doch eines muss gesagt sein: Wer zugehört hat, fand eine Tradition bestätigt. Die Vorträge am ersten Wolfenbüttel-Tag haben mit erstaunlicher Verlässlichkeit ein hohes Niveau.

Mit dem anschließenden Lesefest beginnen die Probleme der Berichterstatterin: Ubiquität hätte sie sich an diesem Abend, wie am folgenden Tag gewünscht, stattdessen muss das pars pro toto gelten. Zwischen Action, Kitsch und Debüts gab es sicherlich viel Hörenswertes, berichten kann ich nur über die Klangereignisse in der zum ersten Mal überfüllten Lyrik-Ecke. Hier entfalteten Scott Fitzgerald, Andy Warhol und Nanni Balestrini auch in ihren deutschen Fassungen rhythmische und lautliche Qualitäten, die das Publikum begeisterten. Beifall erhob sich auch von unten bis in unsere offenen Fenster – zwei Stockwerke tiefer freute man sich über spannende Szenen aus übersetzten Krimis. Danach wurde gefeiert, angeregt durch die lustvolle Präsentation eigener Arbeiten, eine offenbar unerschöpfliche Weinquelle und nicht zuletzt durch die mächtig rauschende Oker, über der man sich eben nur in leb-

haftester Tonlage verständigen kann. Die »Geselligkeit in und vor der Schünemannschen Mühle« scheint sich, nach den müde-beseligten Gesichtern am Frühstückstisch zu urteilen, wohl bis weit nach Mitternacht hingezogen zu haben.

Konzentriert, selbstkritisch und begeistert

Der Samstag, unser Arbeitstag, führt immer wieder anschaulich vor Augen, dass das Spektrum der für unser Wirken notwendigen Kenntnisse enzyklopädische Ausmaße hat. Vom amerikanischen Bildungswesen über biologische Fachtermini bis zum Pokerboom erstreckte es sich diesmal, und wer weiß, wie viele Realia und Kulturalia noch hinzugekommen wären, hätte der Schwerpunkt nicht auf praktischen, handwerklichen Fragen gelegen. Aber auch hier reichte die Bandbreite von den klassischen Sprachenworkshops (Anglizismen-Fallen im Skandinavischen, argentinisches Spanisch, frankophone Echos, russische Syntax) über berufsspezifische Konfliktsituationen (Lektorat! Öffentliche Auftritte! Verspannung am Schreibtisch!), Sprachfertigkeitstraining mit Schüttelreim oder Limerick einerseits und beherztem Kürzen selbst verfertigter Sätze andererseits, bis hin zum sensationell neuen Übersetzen unserer Kopf- in rhythmische Fußarbeit. Bei den beiden zuletzt erwähnten Workshops habe ich erlebt, dass die übersetzende Zunft sich sowohl konzentriert und selbstkritisch über eigene Redundanzen beugen, als auch begeistert sprachliche Rhythmen auf den Boden des Wolfenbütteler Schlossfoyers stampfen kann – was auch die darunter feiernde, anfangs etwas trübsinnige Hochzeitsgesellschaft durchaus belebte.

Wer zwischen so intensivem, gemeinsamem Lernen auch mit Kollegen entspannen wollte, fand mittags in der Lounge der Mühle freundliche Gastgeber, Erdbeeren und periodische Regengüsse, die die Runde in Bewegung hielten.

Feierliche Glanzpunkte

Der traditionelle Höhepunkt unserer Tagung, die festlich umrahmte Verleihung der wichtigsten Übersetzerpreise – diesmal der Helmut-M.-Braem-Preis – mit anschließendem Büffet und Party war in jeder Hinsicht gelungen. Eingebettet in artige Flötenduette hielt zunächst Joachim Kalka eine vor Gelehrtheit funkelnde Laudatio, dann berichtete der Preisträger Michael Walter von seiner preisgekrönten Arbeit an Lewis Carrolls zweitem großem Meisterwerk »Sylvie und Bruno«, würdigte die Übersetzung der Gedichte durch Sabine Hübner und dankte für den Preis, der ihn, wie er sagte, für die mangelnde Aufmerksamkeit in den Medien entschädige. In diesem Moment war die festliche Stimmung und Genugtuung, einen großen Kollegen geehrt zu sehen, im Saal mit Händen zu greifen. Nachdem Susanne Höbel sich als neue Präsidentin des Freundeskreises vorgestellt hatte, war der offizielle Teil beendet. Gestärkt durch das Büffet, das allgemeinen Zeittendenzen zum Trotz immer üppiger zu werden scheint, wagten die am Vormittag rhythmisch geschulten Übersetzer sich dann früher als gewohnt auf die Tanzfläche, was sicher auch an der höchst konsensfähigen Musikauswahl lag. Zum ersten Mal sah man mehr Übersetzer tanzen – und endlich einmal nicht in Ketten! – als sitzen.

Die abschließende Veranstaltung, das Treffen zwischen einer deutschen Autorin und ihren Übersetzerinnen, gehörte für mich zu den Glanzpunkten der Tagung. Alle, die auf dem Podium saßen, hatten ihren Anteil daran: Judith Hermann, die sehr aufrichtig über angenehme und befremdende Erfahrungen mit ihren übersetzten Werken sprach, die Übersetzerinnen aus Spanien und der Ukraine – beide mit einer stattlichen backlist deutscher Autoren –, die ganz unterschiedliche Herangehensweisen offenbarten, und nicht zuletzt der Moderator Bernhard Robben, dessen gut strukturierte Fragen aus dem Gespräch eine hochinteressante Lehrstunde über die Unterschiede zwischen Schreiben und Übersetzen machten. Kurzum: Gebanntes Zuhören in einer wunderbar intensiven und gleichzeitig gelösten Atmosphäre.

Kleines Jubiläum, große Tradition

Beim ersten kleinen Jubiläum des »Wolfenbütteler Gesprächs« darf man schon von Traditionen sprechen: Bewährt und bewahrenswert erscheinen mir neben den unerlässlichen Workshops der Vortrag am ersten und die Podiumsdiskussion am letzten Tag. Aber Traditionen verpflichten, und mit jeder Tagung, die rundherum so gut gelingt wie diese, steigen die Erwartungen. Keine leichte Aufgabe für das Wolfenbüttel-Team, dessen zahlreiche Helfer im Hintergrund abschließend auch genannt und beklatscht wurden. Euch allen sei herzlich gedankt für diesen belebenden, erhebenden Höhepunkt im Jahr!

Aino Roscher

18 ÜBERSETZER TREFFEN IHRE DEUTSCHE AUTORIN IM EÜK STRAELEN

Als Julia Franck 2007 den Deutschen Buchpreis für ihren Roman »Die Mittagsfrau« erhielt, erlangte sie nicht nur Ruhm und hohe Verkaufszahlen in Deutschland, ihr Roman wurde auch in andere Länder verkauft, und er wird zur Zeit in 28 Sprachen übersetzt. Die zahlreichen Übersetzungen eines sprachlich nicht ganz einfachen Romans veranlasste das Europäische Übersetzer-Kollegium in Straelen dazu, ein weiteres »Atriumsgespräch« in der Begegnungsreihe von Autoren und Übersetzern zu initiieren. Gefördert wird die Projektreihe von der Kunststiftung NRW. Fünf Tage lang, vom 30. Juni bis 4. Juli 2008, trafen sich 18 der 28 Übersetzer mit Julia Franck im Europäischen Übersetzer-Kollegium, das einen perfekten Rahmen für eine intensive Diskussion des Romans bot.

Atriumsgespräch im EÜK Straelen Foto: EÜK

Wissen alle, wie ein Suppenknochen aussieht?

Am ersten Vormittag berichtete Julia Franck erstmals vom Entstehungshintergrund ihres Romans. Sie schilderte auch ihre Schwierigkeiten, einen Titel zu finden, und viele der Übersetzer erläuterten, warum der Titel nicht in ihre Sprachen übertragbar sei, und welche Möglichkeiten statt dessen bestünden. Anschließend wurden die Schwierigkeiten des Textes Seite für Seite besprochen. Schon der erste Satz warf Probleme auf: »Auf dem Fensterbrett stand eine Möwe, sie schrie, es klang, als habe sie die Ostsee im Hals, hoch, die Schaumkronen ihrer Wellen, spitz, die Farbe des Himmels ...« Worauf verweisen »hoch« und »spitz« im Text? Julia Franck erklärte, dass sie sowohl den Schrei der Möwe als auch die Schaumkronen und die Farbe des Himmels als hoch und spitz auffasse. Auf Dänisch ist der Schrei aber »højt« und »spidst«, die Schaumkronen »høje« und »spidse«, während die Farbe »høj« und »spids« ist – hier ist also zu differenzieren.

Wir arbeiteten sehr systematisch, und wenn das Gespräch – was selten vorkam – stockte, griff der tüchtige Diskussionsleiter, Moderator und Rezensent Denis Scheck mit eigenen Fragen ein. »Wissen denn alle, was Julia Franck mit … meint?« Aber Fragen gab es genug. Wie spricht man »Alice« auf Deutsch

aus? Das ist durchaus von Bedeutung, wenn Namen zu transkribieren sind. Was ist ein »Fischdrewel«? Warum ist es wichtig, das Wort »Abstammung« mit »Abstammung« und nicht mit »Herkunft« zu übersetzen? Ist »Blaustrumpf im Backfischmantel« ein Zitat? Wie sieht eine »Kleiderschürze« aus? Was ist eine »Kemenate«? Besonders heiter wurde die Diskussion beim Wort »Suppenknochen«, das nicht alle kannten. Wie groß ist der Knochen? Gibt es nur einen? Kann er mehrere Male verwendet werden?

Singen hilft beim Übersetzen

Am letzten Abend kam auch die Öffentlichkeit in den Genuss einer »Gläsernen Übersetzerwerkstatt«, die aus Platzgründen im Straelener Gymnasium stattfand, denn immerhin hatten sich fast 200 Besucher eingefunden. Denis Scheck band den Abend zusammen und stellte zuerst uns Übersetzer vor, indem er uns den ersten Satz des Romans in unseren eigenen Sprachen vorlesen ließ. Dann las auch Julia Franck einen Abschnitt, und wir stellten unsere Fragen zu diesem Kapitel.

»Wir gehen in die Pilze.« Was bedeutet das? Ist es ein normaler deutscher Ausdruck? Warum redet Peter seine Mutter mit »Mutter« und nicht mit »Mama« an? Was macht man mit den Worten »Butterpilz« und »Steinpilz«, wenn sie in Israel keinen Namen haben? Oder in Brasilien? Darf man sie durch andere Pilze ersetzen? Worauf verweist »Das kalte Herz«? Es war deutlich, dass das Publikum an unseren Fragen großen Gefallen fand und auch zu Antworten beitrug. Und als Julia Franck sagte, dass »Häschen in der Grube« aus einem Kinderlied stamme, das sie sich nicht für uns zu singen traue, zögerte das Publikum im Saal nicht, dieses Lied und auch ein weiteres, das im Text zitiert wird, vorzusingen.

Die Tage in Straelen gaben uns Übersetzern eine einzigartige Möglichkeit, in die sprachliche Welt von Julia Franck einzudringen. Egal wie weit man in der Übersetzung fortgeschritten war, hinterher hatte man das Gefühl, den Roman und die Sprache um Einiges besser zu kennen.

Als Übersetzer gibt man auch sein persönliches Leseerlebnis des übersetzten Romans wieder. Dieses kann sich ändern, sobald man Hintergrundinformationen zum Text erfährt und die Stimme und das Lesetempo des Schriftstellers hört. Für mich hat das Treffen in Straelen dazu geführt, dass ich in meiner Übersetzung Korrekturen angebracht habe, die hoffentlich auch den dänischen Leser noch näher an Julia Franck und ihren hervorragenden Roman heranführen werden.

Julia Franck: Middagsfruen, dänische Übersetzung von Aino Roscher, Verlag Athene

Sabine Baumann

RUNDER TISCH ÜBERSETZERFÖRDERUNG

am 26. September 2008 im Auswärtigen Amt

Eine beeindruckende Zahl von Akteuren der Übersetzerförderung versammelte sich um den Runden Tisch im Europasaal des Auswärtigen Amtes: Vertreter bedeutender Kulturstiftungen und Fördervereine, Literaturreferenten und Ministerialbeamte mehrerer Städte und Länder sowie des Bundesbeauftragten für Kultur und Medien, des Goethe-Institutes und des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels folgten der Einladung des Auswärtigen Amtes. Gemeinsam mit den Übersetzern, vertreten durch den neu gewählten Vorstand des VdÜ, Hinrich Schmidt-Henkel, den Deutschen Übersetzerfonds und andere einzelne Geladene, erarbeiteten die Teilnehmer eine Bestandsaufnahme der privaten und öffentlichen Fördermöglichkeiten für Übersetzer in Deutschland und formulierten den Wunsch nach einer verstärkten Förderung nicht der Übersetzungen, sondern der Übersetzer selbst.

Referaten verschiedener Förderinstitutionen über ihre Richtlinien und Fördertätigkeiten wie Werkstattstipendien, Nachwuchsentwicklung, Preise und Kooperationen folgte eine Ideenbörse, die den Übersetzern Gelegenheit gab, den anwesenden möglichen Geldgebern Wege für sinnvolle Förderungen aufzuzeigen und eigene Initiativen bekannt zu machen.

Mentoren, Kulturmittler, Sprachkünstler

Die Arbeitsgruppe Nachwuchsförderung um Thomas Brovot wies am Beispiel des Aufbaustudiums Übersetzen an der Ludwig-Maximilians-Universität München darauf hin, dass hier mit knappen Mitteln ein großer Bedarf gedeckt werde. Der Austausch in der Arbeitsgruppe habe ergeben, dass Referatsleiterin Heike Fliess vom Niedersächsischen Ministerium für Wissenschaft und Kultur Verbesserungsmöglichkeiten für die Übersetzerförderung erkannt habe und sich gefreut habe, auf die zahlreichen Aktivitäten in Wolfenbüttel aufmerksam gemacht worden zu sein. Die Robert-Bosch-Stiftung hatte schon zum dritten Mal eine deutsch-polnisch-tschechische Nachwuchsübersetzerwerkstatt in Leipzig veranstaltet, über die Ralf Pannowitsch als Vereinsvorstand der Fähre positiv berichten konnte. Auch wenn Übersetzen kein klassischer Ausbildungsberuf ist, diskutierten die Teilnehmer der Arbeitsgruppe sehr lebhaft das zukunftsweisende Mentoring und die Frage, wer sich zum Mentor eigne, wie das Modell unterstützt und wie es bei kleineren Sprachen angewendet werden könne.

Jürgen Jakob Becker, Geschäftsführer des Deutschen Übersetzerfonds, konnte gleich einen ganzen Strauß von Vorschlägen seiner Arbeitsgruppe an die Runde weitergeben, wie Übersetzer ihr Image und damit ihre Förderwürdigkeit mit Hilfe von Veranstaltungen verbessern können. Der Städtetag habe sich ja zur Literatur bekannt und könne daher auch die Übersetzer in seine Programme mit einbeziehen. Bestehende Netzwerke zu Bibliotheken, Arbeitskreisen zur Jugendliteratur könnten für Preisverleihungen an Übersetzer ausgebaut werden. Da es jetzt schon bekannte Autoren-Übersetzer-Gespanne gebe, die bühnenreif aufträten, spreche auch nichts gegen eine Ausweitung dieser Selbstdarstellung im Gefolge des Sprachkritikers Bastian Sick. Ein internationales Verzeichnis sämtlicher Übersetzer, auch derjenigen aus dem Deutschen finde sich unter www.uebersetzercolloquium.de. Es biete etwa dem Außenminister die Wahl kompetenter Teilnehmer an seinen Delegationen zu diversen Auslandsbesuchen.

Suhrkamp-Lektorin Katharina Raabe kehrte das angebliche Manko des Übersetzens, dass es keinen Einfluss auf Charaktere und Handlung habe, in eine Stärke um, denn worauf es dann ankomme, sei der Stil, der Ton, die Physiognomie einer Übersetzung, und dies müsse der Öffentlichkeit deutlicher vermittelt werden. Eine Möglichkeit, auf die Annette Kopetzki hinwies, seien Veranstaltungen oder Texte wie Nachworte, in denen Übersetzer ihre Verfahren beschreiben, um Kritikern den Vergleich zwischen Original und Übersetzung, stilistischer Absicht und Resultat zu erleichtern. In einem geplanten Seminar im Literaturhaus München sollen Lektoren, Kritiker und Übersetzer gemeinsam die Tradition der Sprachkritik aufleben lassen.

Ein enger geknüpftes Netz

Wiltrud Kern, Leiterin der Abteilung Kultur und Kommunikation im AA, resümierte die Veranstaltung mit einer Würdigung des großen Interesses seitens privater und öffentlicher Förderer sowie der staatlichen Akteure an den Belangen der Übersetzer. Das sei unter anderem der vorbildlichen Aufbauarbeit zu verdanken, die der Deutsche Übersetzerfonds nun schon seit zehn Jahren geleistet habe. Damit sei ein Bewusstsein dafür geschaffen, wie wichtig Übersetzen als Teil des Austauschs zwischen verschiedenen Kulturen für das geistige und kulturelle Leben ist. Wenn das Auswärtige Amt und die anderen Regierungsvertreter nun auch nicht mit einem fertigen Konzept zum Ausbau der Übersetzerförderung aufwarten könnten, sei das Netz nun doch enger geknüpft und das Bewusstsein für die Notwendigkeit geweckt, verstärkt Übersetzer und nicht nur allgemein Übersetzung zu fördern.

BUCHMESSE 2008 – EHRENGAST TÜRKEI
Interview mit Cornelius Bischoff

ÜBERSETZEN: *Herr Bischoff, Ihr Autor Yasar Kemal hat Sie einmal den türkischsten aller Deutschen oder den deutschesten aller Türken genannt. Was meinte er damit?*

Cornelius Bischoff: Das war eine scherzhafte Anspielung auf eine Beschreibung, die eigentlich ihm selber galt. Man nannte ihn nämlich den türkischsten aller Kurden oder den kurdischsten aller türkischen Schriftsteller. In meinem Fall spielte er darauf an, dass ich als gebürtiger Hamburger in der Türkei aufgewachsen bin.

Wie kam das?

Meine Eltern mussten – mein Vater aufgrund seiner politischen Haltung als Sozialdemokrat und Gewerkschafter, meine Mutter wegen ihrer jüdischen Abstammung – Nazideutschland verlassen, als ich elf Jahre alt war. Da meine Mutter in Istanbul geboren war, wo mein Vater sie auch kennengelernt hatte, und wir noch die entsprechenden Pässe besaßen, konnten wir auf dem Umweg über Paris dorthin auswandern. Meine Großmutter mütterlicherseits kam aus einer sephardischen Familie, die nach der Vertreibung der Juden aus Spanien im osmanischen Reich Zuflucht gefunden hatte, und zwar zunächst in dem serbischen Ort Leskovac.

Foto: Mehmet Ünal

Cornelius Bischoff und Yasar Kemal

Wie erlebten Sie als Kind und Jugendlicher die Türkei?

Schon bevor ich das österreichische Internat besuchte, wo ich Türkisch lernen sollte, hatte ich die Sprache von den Kindern auf der Straße gelernt, die mich gleich bei sich aufnahmen. Auch in der Schule selbst fand ich Anschluss in einer türkischen Clique, in der es auch Griechen und Juden gab. Die Türkei war und ist ja ein Vielvölkerstaat. Den Sommer verbrachten wir immer in dem Fischerdorf Tarabaya, der Residenz der deutschen Botschaft, wo ich Griechisch lernte, weil die ältere Wirtin kein Türkisch sprach. 1944-45 waren wir in Çorum interniert. Das war für mich, da wir keinen strengen Bedingungen unterlagen, ein Abenteuer, denn ich lernte Reiten und konnte Anatolien kennenlernen, das damals Europäern weitgehend unbekannt war. Zurück in Istanbul, wo die deutsche Schule inzwischen aufgrund des Krieges geschlossen worden war, bestand ich die Aufnahmeprüfung für das französische Gymnasium und machte ein zweisprachiges Abitur, mit dem ich mein Jurastudium beginnen konnte.

Dies haben Sie nach Ihrer Rückkehr in das in Trümmern liegende Hamburg abgeschlossen. Offenbar zog es Sie aber doch zu etwas Anderem.

Ja, ich hatte aufgrund meiner studentischen Nebentätigkeiten als Dolmetscher für die türkische Botschaft und Firmen, die mit der Türkei Handel trieben, Einblicke in das Geschäft mit Saitlingen gewonnen, Schafsdärme, die zur Wurstverarbeitung benötigt werden. Ich machte mich damit selbstständig und betrieb eine Zeitlang drei Imbissbuden, die ich von der Hamburger Hochbahn gepachtet hatte.

Wann und wie kam die Literatur in Ihr Leben?

Zunächst über das Theater. Ich übersetzte das türkische Musical »Ali aus Keschan« von Haldun Taner für das Ernst-Deutsch-Theater, zu dem aber leider die damaligen Gastarbeiter nicht in Scharen kamen, obwohl die Geschichte in den Slums spielte. Ans Theater brachte ich übrigens auch den heutigen Filmregisseur Wolfgang Petersen, den Sohn meiner damaligen Partnerin. Meine erste Übersetzungsarbeit war ein türkisches Kinderbuch, Gülibik, auf dessen Grundlage 1983 auch der gleichnamige Film über einen kleinen Jungen und seine Freundschaft zu einem Hahn in einem anatolischen Dorf entstanden ist.

Sie schrieben weitere Drehbücher zu Fernsehproduktionen wie »Eine Liebe in Istanbul« und »Exil Türkei«, beides Geschichten über deutsch-türkische Begegnungen und die ersten Koproduktionen von deutschem und türkischem Fernsehen. Dann haben Sie sie sich zunehmend auf die Literatur konzentriert und übersetzen inzwischen seit fast dreißig Jahren Yasar Kemal. Was ist für Sie das Besondere an ihm?

Er ist ein mutiger Autor aus dem einfachen Volk, der mit Reportagen für eine Istanbuler Tageszeitung als einer der ersten viele entlegene Landstriche der Türkei beschrieben hat. Vor dem Schreiben hat er das Geschichtenerzählen als Barde gelernt, der singend von Dorf zu Dorf zog. Mit Memed dem Falken hat er einen Freiheitskämpfer erfunden, der Missstände und Ungerechtigkeiten anprangert. Wie sein Held musste auch Yaºar Kemal für seine offen geäußerte Kritik etwa an der Kurdenpolitik ins Gefängnis. Die Thematik seiner Insel-Geschichten – der vierte Band erscheint jetzt zur Buchmesse –, die gegenseitige Vertreibung von Griechen und Türken, ist eigentlich universell und gerade für deutsche Leser sehr interessant.

Wie gehen Sie als Übersetzer vor?

Ich habe vor allem sämtliche Schauplätze seiner Romane und Erzählungen selber in Augenschein genommen, um insbesondere seine präzisen, farbigen Naturbeschreibungen und Landschaftsbilder genau nachvollziehen zu können.

Ist es besonders schwer, die sprachlichen Besonderheiten von Yaºar Kemal einzufangen? Kommen bei ihm aufgrund seiner dörflichen Herkunft und seinen Wurzeln in der mündlichen Erzähltradition ausgefallene Wörter oder Wendungen vor?

Gelegentlich ist das zwar schon der Fall, wie etwa bei dem kurdischen Wort oylum, einem Pausenzeichen der Barden. Aber ich glaube, dass Yaºar Kemal übertreibt, wenn er das anatolische Türkisch mit seinen russischen, griechischen, turkmenischen und sogar sumerischen Einflüssen, das er schreibt, für bedeutend ausdrucksreicher hält als das – zugegebenermaßen vor längerer Zeit einmal um fremdsprachliche Ausdrücke bereinigte – höfische Türkisch. Heute haben sich diese Unterschiede weitgehend angeglichen, auch der Istanbuler Orhan Pamuk, von dem ich ebenfalls kleinere Sachen übersetzt habe, schreibt kein höfisches Türkisch mehr.

Was erwarten Sie von dem Gastlandauftritt der Türkei auf der Frankfurter Buchmesse?

Meiner Ansicht nach lesenswerte Autoren sind Orhan Kemal, Sait Faik und Sabahettin Ali – ich bin gespannt, ob sie zur Messe lieferbar und in deutscher Übersetzung erhältlich sein werden.

Herr Bischoff, wir danken Ihnen für das Gespräch.

Die Fragen stellte Sabine Baumann.

NACHRUFE

Christian Hansen

ZUM TOD VON ELKE WEHR

Foto: Renate Mangoldt

Elke Wehr

Der Literatur eines ganzen Kontinents und ihrer langjährigen spanischen Wahlheimat lieh sie ihre Stimme. Im Gegenzug gewann sie ihrer Muttersprache zahlreiche kleine und große Provinzen hinzu, die Provinzen Javier Tomeo, Rafael Chirbes, Álvaro Cunqueiro, Jorge Semprún, um nur einige zu nennen, oder die Provinz Javier Marías, ihr erster großer Erfolg, außerdem die überseeischen Provinzen Roberto Arlt, Ricardo Piglia und Vargas Llosa, letztere dem Umfang nach fast ein eigener Subkontinent, und schließlich die Festung Augusto Roa Bastos, dessen Roman »Ich der Allmächtige« durch ihre Neuübersetzung als eines der Meisterwerke des 20. Jahrhunderts für uns zur terra cognita geworden ist. Für diese Arbeit (und für ihr Lebenswerk) erhielt sie 2006 den Paul-Celan-Preis.

Immer neue Welten

Wo mag der Grund für diesen unbändigen Drang liegen, in immer neue Welten aufzubrechen, wo der Grund für ihre Bereitschaft, sich – je est un autre – ein Übersetzerleben lang zu verwandeln und anzuverwandeln? Vielleicht in ihrer Biographie: Geboren 1946 in Bautzen, eine Kindheit in den Fünfzigern zwischen Potsdam und West-Berlin mit der Grenze als Abenteuerspielplatz, Umzüge an immer andere Orte, wo der Vater, von Beruf Schauspieler, seine Engagements bekam, schließlich die Flucht mit der Familie nach Westdeutschland und von dort, Schule und Elternhaus entwachsen, weiter nach Paris. Als die Stadt 1968 zum Mekka einer jungen Generation im Aufbruch wurde, schlug Elke Wehr indes die Gegenrichtung ein, ging nach Heidelberg, studierte Romanistik und geriet bald in den magischen Sog des Literaturübersetzens. Rudolf Wittkopf, der ihr ein Freund und Mentor wurde, gewann sie, die anfangs mehr im Französischen und Italienischen zu Hause war, für die Sprache von Cervantes und Clarín sowie für deren lateinamerikanische Meister in der Gegenwart: Octavio Paz, Alejo Carpentier, Julio Cortázar.

Als sie sich nach Jahren in Spanien Ende der Neunziger ein zweites Standbein in Berlin suchte, wurde ihr kleines Domizil im Kiez am Stuttgarter Platz nicht Ruhesitz, sondern Ausgangspunkt für oft monatelange Reisen und Aufenthalte in Mexiko, Peru oder Argentinien. Mal wollte sie der geheimnisvollen Fremde auf die Schliche kommen, mal ihren geheimnisvollen Autoren. Unvergesslich ihr Bericht von der tragikomischen Belagerung Augusto Roa Bastos' in Paraguay, der sich mit nicht immer feinen Methoden gegen ihre Inquisitionen verwahrte: »Mañana no puedo, mañana estaré enfermo« (morgen geht es nicht, morgen bin ich krank) ...

Auf gemeinsamer Wellenlänge

Elke Wehr war ein Mensch, der es einem nicht immer leicht machte, sie zu lieben. Halbherzigkeit war ihr zuwider, und sie hatte dafür ein untrügliches Gespür. Ihr Anspruch an sich und andere hatte fast etwas Maßloses. Keine gute Voraussetzung für ein glückliches Leben, sollte man meinen. Und doch gab es große Momente des Glücks in ihrem Leben, die umso kostbarer waren, als es ihr nicht gegeben war, sich in ihnen häuslich einzurichten. In den zehn Jahren unserer Freundschaft habe ich viele solcher Momente mit ihr teilen dürfen, etwa wenn wir auf gemeinsamer Wellenlänge in irgendeine fernste Heimat segelten, die an einem Abend Witold Gombrowicz, an einem anderen Dino Saluzzi hieß und manchmal nur aus ein paar Tapas und Rotwein bestand.

Ihren 62. Geburtstag haben wir, wie es sich gehört, mit Champagner gefeiert. Wenige Tage darauf, am frühen Morgen des 27. Juni 2008, ist Elke Wehr in Berlin gestorben.

Larissa Bender

DORIS KILIAS – EIN OSTWESTDEUTSCHES ÜBERSETZERLEBEN

»So fremdartig uns die in der ägyptischen Prosaliteratur gezeigten Lebensumstände mitunter erscheinen mögen, die menschlichen Beziehungen mit ihren vielfältigen Problemen sind uns doch sehr vertraut. Ägypten ist kein fernes Land mehr«. So schreibt Doris Kilias 1989 in einem Nachwort zu einem von ihr herausgegebenen Band ägyptischer Kurzgeschichten. Dass uns, den Deutschen, Ägypten tatsächlich ein bisschen weniger fremd ist, dazu hat die am 1. Juni 2008 viel zu früh verstorbene Arabischübersetzerin Doris Kilias einen enormen Beitrag geleistet.

Insgesamt zwanzig Romane des bislang einzigen arabischen Literaturnobelpreisträgers, des Ägypters Nagib Machfus, hat Kilias aus dem Arabischen ins Deutsche übertragen – seit 1990 für den Schweizer Unionsverlag jedes Jahr einen. Daneben übersetzte sie u.a. Werke der ägyptischen AutorInnen Gamal al-Ghitani, Baha Taher, Ibrahim Aslan und Miral al-Tahawi, der LibanesInnen Emily Nasrallah und Hasan Dawud, alle für den Schweizer Lenos Verlag, den sehr erfolgreichen Roman »Die Girls von Riad« der saudi-arabischen Jungautorin Raja Alsanea, und als letztes von ihr übersetzte Werk erschien dieses Jahr der Roman »Honigkuss« von Salwa Al Neimi über das Liebesleben einer sexhungrigen Frau.

Doch schon lange bevor sich Doris Kilias bei der kleinen Fangemeinde für arabische Literatur im Westen einen Namen als Übersetzerin machte, war sie in der DDR eine engagierte Vermittlerin zwischen den Kulturen. Aufgewachsen im ostdeutschen Bernau, war sie schon früh der Idee verfallen, Arabisch zu lernen, und schrieb sich an der Humboldt-Universität für Romanistik und Arabistik ein. Doch was es bedeutete, in der DDR ein Fach zu studieren, das eine Brücke ins Ausland war oder sein konnte, erfuhr sie spätestens, als sie das Angebot erhielt, 1968 für ein Jahr nach Kairo zu gehen – für Bürger der damaligen DDR keine Selbstverständlichkeit: Um eine Republikflucht zu verhindern, verlangte man von ihr, ihre fünf Monate alte Tochter Jenny als Pfand in Berlin zurücklassen.

Während ihres Kairoaufenthalts in Kontakt mit moderner ägyptischer Literatur gekommen, promovierte Kilias 1974 über die moderne ägyptische Kurzgeschichte und habilitierte sich zehn Jahre später über die arabophone Literatur Algeriens. Und früh schon hatte sie begonnen, arabische Literatur ins Deutsche zu übertragen. Viel früher als im deutschsprachigen Westen nämlich hatte sich die ostdeutsche Orientalistik mit der modernen arabischen Literatur beschäftigt und Romane und Kurzgeschichten von arabischen AutorInnen insbesondere der »sozialistischen Bruderstaaten« übersetzt.

So betätigte sich Doris Kilias bereits 1977 als Übersetzerin und Herausgeberin eines Bandes mit syrischen Kurzgeschichten. Und noch bevor sie zehn Jahre später in der gleichen Reihe einen Band mit ägyptischen Geschichten herausgab, übersetzte sie 1987 den ersten Roman von Nagib Machfus, »Die Midaq-Gasse« – damals erschienen beim Verlag Volk und Welt –, dem noch neunzehn weitere folgen sollten.

Über dreißig Jahre lang hat sich Doris Kilias der arabischen Literatur gewidmet und den Deutschen die arabische Gesellschaft näher gebracht. Im Jahr 1999 erhielt sie dafür den Jane-Scatcherd-Preis »für ihre präzisen Einblick in eine andere Kultur gewährenden Übersetzungen der Romane des ägyptischen Nobelpreisträgers Nagib Machfus«.

Googeln oder nicht Chromen

das ist hier die Frage, die Wolf Harranth stellt

Google hat seinen eigenen Web-Browser ins Netz gestellt – nach einer gezielten Indiskretion noch vor dem geplanten Starttermin und ausdrücklich als Beta-Version bezeichnet. Das Konzept ist klar: Microsoft bietet Kauf-Software an, Google kontert mit Gratisangeboten für alle wichtigen Arbeitsbereiche (Browser, E-Mail, Text- und Bildbearbeitung usw.) und will damit MS das Wasser abgraben. »Gratis« bedeutet: werbefinanziert, und wer wissen will, wie Google das macht, schaue bei https://adwords.google.de rein. Dort steht, wenn auch nur andeutungsweise, wie man es macht (und was es kostet), sich rechts bei der offiziellen oder ganz oben in der Findeliste bei der versteckten Werbung zu positionieren. Welcher Algorithmus die Reihung der Seiten (das Pageranking) bestimmt, das hat Sistrix unter die Lupe genommen: www.sistrix.de/ranking-faktoren/

Ja, der neue Browser ist extrem komfortabel. Ja, der neue Browser greift auf das schier unermessliche Google-Wissen zu. Aber grundsätzlich gilt: Wer sich ins Web begibt, bietet sich mit jedem Mausklick öffentlich dar – das ist das (hoffentlich) kalkulierte Risiko, das wir alle eingehen, so oder so. Wollen Sie genau wissen, was Sie alles über sich und Ihren Rechner verraten? Rufen Sie www.jondos.de/de/anontest auf. Leider mitunter reißerisch präsentiert Gerald Reischl (bei Ueberreuter, um knapp 20€, ASIN 978-3800073238) Die Google-Falle. Welche Daten Sie überdies beim Suchen und Browsen mit Chrome an die Server senden, erfahren Sie bei http://www.google.com/chrome/intl/de/privacy.html. Schon der erste Punkt erläutert, dass Google über alle von uns aufgerufenen Adressen in Kenntnis gesetzt wird. Dies sei notwendig, um Adressvorschläge zu machen und das Surfen zu verbessern. Ebenso werden aufgerufene, aber nicht vorhandene Adressen an den Google-Server gesendet. Der Browserverlauf bleibt also nicht auf dem Benutzerrechner gespeichert, sondern wird direkt auch an das Online-Unternehmen gesendet. Das Surfprogramm selbst enthält darüber hinaus »zumindest eine eindeutige Anwendernummer«, die bei der Installation sowie bei der automatischen Update-Prüfung an Google übertragen wird. Damit hat Google jeden Chrome-Nutzer im Blick. Nutzungsbestimmungen akzeptieren wir – leider meist ungeprüft – wann immer wir eine Software in den Rechner laden. Dabei lohnt die Nachschau im Kleingedruckten. Bei Chrome steht da zum Beispiel: »By submitting, posting or displaying the content you give Google a perpetual, irrevocable, worldwide, royalty-free, and non-exclusive license to reproduce, adapt, modify, translate, publish, publicly perform, publicly display and distribute any content which you submit, post or display on or through, the services.« Anders gesagt: Google darf unser urheberrechtlich geschütztes geistiges Eigentum ohne Rückfrage für eigene Zecke nutzen. Weiters heißt es, dass zu jeder unserer Manipulationen Werbung eingeblendet werden darf, mehr noch: »These advertisements may be targeted to the content of information stored on the services, queries made through the services or other information. The manner, mode and extent of advertising by Google on the services are subject to change without specific notice to you.« Also: Wie Google unser Surfverhalten und dessen Inhalte zu Werbezwecken auswertet, kann das Unternehmen selbst bestimmen und auch jederzeit ändern, ohne uns informieren zu müssen.

Was also tun?

Vorschlag: Abwarten. Chrome steht auch morgen noch im Netz. Wann immer möglich, sollten wir anonym surfen. Das reduziert zwar das Risiko bloß, ist aber immer noch besser als gar nichts. www.browzar.com und www.torproject.org sind kostenlose Angebote. Jörg Kruse hilft Schritt für Schritt beim Löschen von Spuren: www.joergkrusesweb.de/pc-sicherheit Und wer partout den Internet-Exporer von Microsoft nicht mag, kann ja auf Firefox ausweichen, das zwar ebenfalls eine Installationsnummer verlangt, aber zumindest eine Menge nützlicher Zusatzprogramme liefert: www.mozilla-europe.org/de/firefox (Die offizielle Nutzer-Seite: www.firefox-browser.de)

Diesen Beitrag finden Sie, wie alle bisherigen, im Schutzraum bei http://members.eunet.at/harranth (Als Passwort user eingeben), und Ihre Unmuts- oder Beifallsäußerungen sowie konkreten Hinweise sind stets willkommen bei harranth@eunet.at

Impressum
Übersetzen (ehemals »Der Übersetzer«) erscheint halbjährlich.
Herausgeber: Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e.V. (VdÜ) in Zusammenarbeit mit der Bundessparte Übersetzer des VS in ver.di, Paula-Thiede-Ufer 10, 10179 Berlin.
Bankverbindung: SEB AG Bank Berlin, Konto 1619848500, BLZ 10010111.
Redaktion (verantwortlich): Dr. Sabine Baumann, Obermainanlage 21, 60314 Frankfurt am Main
Rezensionen: Anke Burger, 4646 Rue de la Roche, Montréal QC H2J 3J6, Kanada
Abonnements: Maike Dörries, Stresemannstr. 19, 68165 Mannheim
Layout: Christoph Morlok, Heidelberg
Gestaltung Umschlag: Rimini Berlin
Druck: Druckkollektiv Gießen
Für unverlangte Manuskripte keine Haftung. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion und mit Quellenangabe.